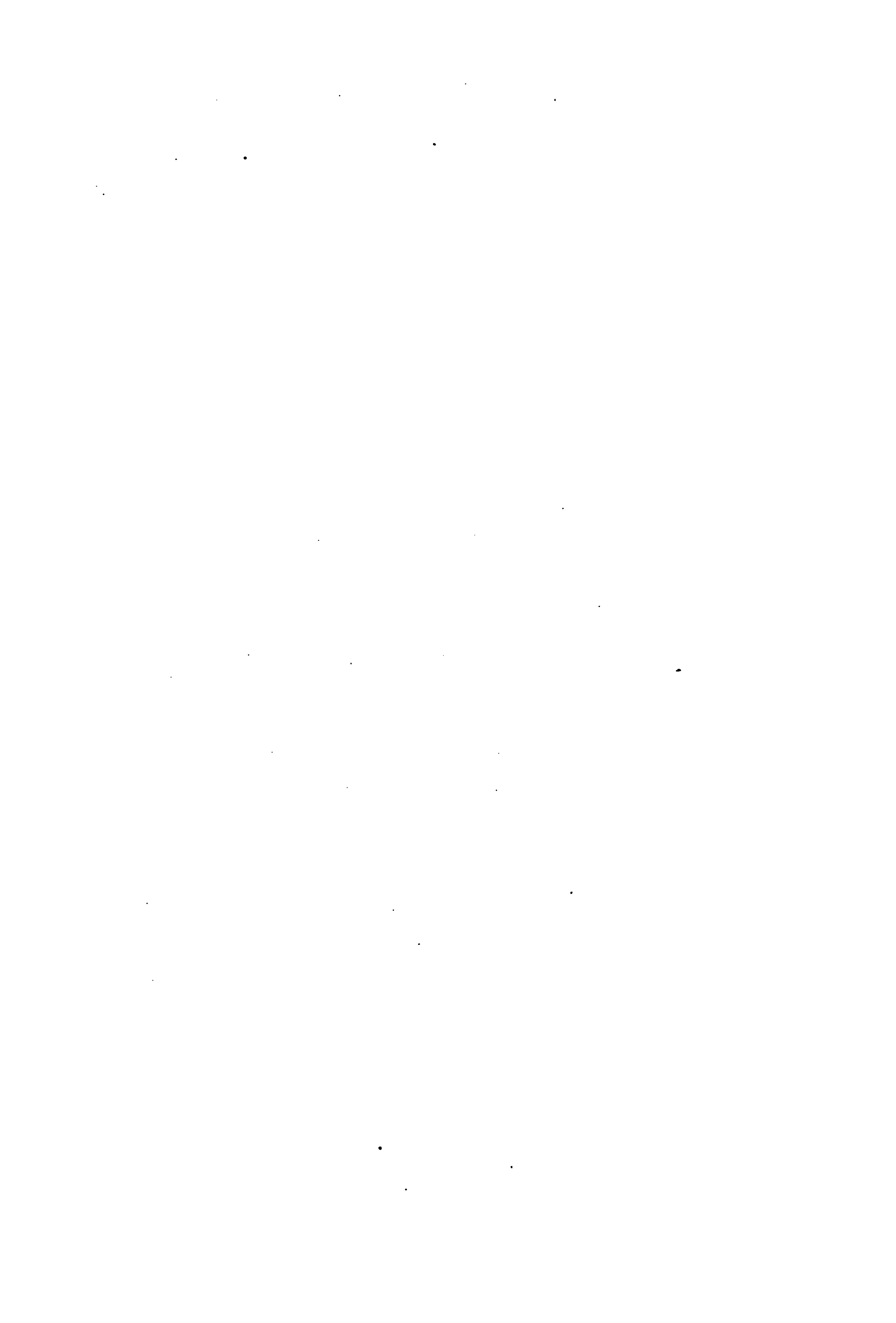

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969




1545 : HANS SACHSN ALTER 51 IAR

Hans Sachs

und die Reformation.

Von

Waldemar Kawerau.

Mit einem Bildnis des Hans Sachs.

Halle 1889.
Verein für Reformationsgeschichte.

Vorwort.

‚Haben Sie schon gewußt, daß Hans Sachs würklich und wahrhaftig ein Dichter von der ersten Größe ist? Ich weiß es erst seit 6—8 Wochen. Wir beugen uns alle vor seinem Genius, Goethe, Lenz und ich. O die Teutschen, die stumpfen, kalten, trägherzigen Teutschen! Die das erst vom T. Merkur werden lernen müssen! Doch noch wollen wir sie nicht schimpfen; den meisten ist's mit Hans Sachsen wohl wie mir gegangen — sie haben ihn nicht gekannt, nie gelesen, nie gesehen. Aber Wahrheit muß doch endlich einmal durchbrechen; in weniger als 4 Monaten a dato soll keine Seele, die Gefühl und Sinn für Natur und Empfänglichkeit für den Zauber des Dichtergeists hat, in Teutschland seyn, die Hans Sachsens Nahmen nicht mit Ehrfurcht und Liebe aussprechen soll.‘

So schrieb Wieland am 15. April 1776 an Lavater, um ihm Goethes ‚Erklärung eines alten Holzschnittes vorstellend Hans Sachsens Poetische Sendung‘ anzukündigen, welche das eben im Druck befindliche zweite Vierteljahrsheft vom Teutschen Merkur schmücken sollte. ‚In Froschpfuhl all das Volk verbannt, das seinen Meister je verkannt‘ — so schloß das Gedicht, das genau zweihundert Jahre nach dem Tode des Nürnberger Meisters diesen wieder zu Ehren brachte, nachdem er lange Zeit hindurch ein Gegenstand der Verspottung und der Verachtung gewesen

war. Denn je mehr im siebzehnten Jahrhundert die Poesie gelehrter Nachahmung und italienischem Schwulste anheimfiel, desto mehr mußte natürlich das Verständnis für die Verdienste des Nürnberger Schuhmachers schwinden und sein Bild im Gedächtnis der Nachkommen allmählich verblassen. Jetzt konnte ihn Wernicke in einem thörichten Heldengedichte, Gryphius in seinem ‚Peter Squenz‘ verspotten, und die Verkennung so weit gehen, daß man seine Poesie der Pritschmeisterei völlig gleichstellte. Es verschlug wenig, daß ein Morhof ihn noch verhältnismäßig günstig beurteilte und ein Thomasius in seinen Monatsgesprächen mehrfach verständnisvoll seiner gedachte: der einst so einflußreiche und angesehene Volksdichter und Volkslehrer war so gut wie vergessen, oder höchstens noch die Zielscheibe des Spottes.

Erst in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts lebte er wieder auf. Als einer der Ersten hatte Kästner ein gutes Wort für ihn eingelegt, worauf dann im jungen Goethe sowohl der Stil wie die Lieblingsstoffe des sechszehnten Jahrhunderts ihre Wiedergeburt feierten, und damit auch für Hans Sachs ein wirkliches Verständnis wieder erschlossen ward. Zwar verflüchteten sich die alten Vorurteile nicht mit einem Male, und noch polterte beispielsweise der alte Bodmer über die ‚Unverschämtheit‘ der Goethe, Wieland und Bertuch, die in Hans Sachs ein ‚hohes Dichtergenie‘ und einen ‚Spiegel der Natur‘ erblicken wollten: aber doch war nun einer gerechten Würdigung der Weg geebnet, die Teilnahme für den Dichter aufs Neue erweckt worden. Die anfängliche Ueberschwänglichkeit mäßigte sich bald zu einer besonnenen historischen Kritik, welche warm die eigentümliche Größe dieses begabtesten und fruchtbarsten Dichters seiner Zeit würdigte, ohne doch die Grenzen seines Talents zu verkennen.

Aber nicht nur in der Geschichte unserer Litteratur nimmt Hans Sachs einen Ehrenplatz ein, sondern auch die Geschichte

der deutschen Reformation darf ihm den Kranz der Dankbarkeit nicht versagen. Allerdings haben ja neben Luthers übermächtiger Gestalt alle seine Zeitgenossen, selbst die größten Männer dieser Epoche, nur eine Nebenrolle gespielt, und diejenige des Nürnberger Handwerkers war naturgemäß vollends eine bescheidene, aber doch ist gerade seine Rolle so reizvoll und eigentümlich, daß eine nähere Betrachtung derselben auf das reichste belohnt wird. Schon eine frühere Vereinsschrift — Fr. Roth's ‚Wilibald Pirkheimer' (1887) — hat uns auf den Boden Nürnbergs geführt und gleichfalls einen Laien in den Mittelpunkt der Betrachtung gestellt, so daß hier des gleichen zeitlichen und örtlichen Hintergrunds wegen eine gewisse Wiederholung nicht wohl zu vermeiden war. Doch ist, wie mir scheint, gerade der Gegensatz zwischen dem Helden jener und dem der vorliegenden Schrift von ganz eigenartigem Interesse. Sahen wir dort die Einwirkung der Reformation auf einen Vertreter des gelehrten Humanismus und des staatsmännischen Patriziats in der alten Reichsstadt, so haben wir es hier mit einem Repräsentanten des ungelehrten, schlicht bürgerlichen Mittelstandes zu thun. Es gilt hier zu zeigen, wie dieser, ohne mit Luther je in persönliche Berührung gekommen zu sein, dem Zauber dieser geistesgewaltigen Persönlichkeit erliegt und wie er dann in der geistigen Bewegung, welche die Nation in ihren innersten Tiefen aufwühlt, zu innerlicher Sicherheit sich hindurchkämpft; gilt zu zeigen, wie er selbst mit wirksamen litterarischen Arbeiten an der kirchlichen Bewegung sich beteiligt und wie gerade in seiner inneren Entwicklung die religiösen Motive, denen die Reformation ihre Entstehung und ihre Kraft verdankt, auf das deutlichste erkennbar sind.

Dies des Nähern nachzuweisen ist die Aufgabe des Kulturbildes, welches ich auf den folgenden Blättern zu zeichnen versucht habe. Dasselbe möchte die Berechtigung des Gervinus'schen

Urteils nachweisen, daß wir den alten, ehrwürdigen Meister in der That neben den Häuptern der an großen Geistern und Charakteren so fruchtbaren und gesegneten Reformationszeit nennen dürfen, und möchte bezeugen, daß auch die Kirche der Reformation der Huldigung des jungen Goethe sich anschließt:

Ein Eichenkranz, ewig jung belaubt,
Den setzt die Nachwelt ihm auf's Haupt.

Magdeburg, im Januar 1889.

Inhalt.

Seite



Erstes Kapitel.

Die Wittenbergische Nachtigall.

,Wach auff, es nahent gen dem Tág.'
Hans Sachs.

Im Geburtsjahre des Hans Sachs, 1494, erschien Sebastian Brants ,Narrenschiff', in welchem der gelehrte, nüchtern-fromme Basler Jurist eine bunt zusammengewürfelte Rotte von Narren über Schlaraffenland nach Narragonien segeln läßt. Trotz seiner ungeschlachten Form, die nirgends Gefühl für Wohllaut und Stil verrät, trotz seines herben und derben Inhalts und trotz seiner asketischen Moral schlug das Gedicht ein und zündete; zahlreiche Ausgaben und Nachdrucke, zahlreiche Ueberarbeitungen und Uebersetzungen zeugen für die Beliebtheit, deren dieser Weheruf eines strafenden Propheten bei den Zeitgenossen sich erfreute. Und zwar in erster Linie aus dem Grunde, weil dieses Gedicht der prägnanteste Ausdruck der allgemeinen Zeitstimmung war, eben derselben Stimmung, welche auf künstlerischem Gebiete in den gleichzeitigen Totentänzen sich aussprach, der Stimmung einer Zeit allgemeiner Gärung, des Emporstrebens und Absterbens, der zitternden Erregung in den Höhen und Tiefen des Volkes, einer Zeit, in der in der That das Schiff im Meere zu schwanken und die anbrechende Nacht die Schrecken des Sturmes noch zu vermehren schien. Diese ruhelose, friedlose Stimmung spiegelte gerade hier mit so erschütternder Treue sich wieder, weil der Dichter selbst recht eigentlich ein Kind seiner Zeit war, und „in seinem ganzen eigenen Wesen und Thun Altes und Neues ebenso trümmerhaft durcheinander lagen, wie in der Welt außer ihm."[1]) Auch er ein Humanist, wenn auch freilich mit einem tüchtigen

[1]) W. Wackernagel, Kleinere Schriften II. Leipzig 1873. S. 394.

Rest deutscher Schwerfälligkeit und Derbheit, aber doch auch er erfüllt von Bewunderung für das klassische Altertum und berührt von jenem Kultur- und Menschheitsideal, das den Humanisten als lockende Traumgestalt aus den Dichtungen der Antike emporgestiegen war; auch seine Sprache gebildet an der klassischen Latinität, seine Verse durchsetzt mit Sentenzen, die er den geliebten Vorbildern der Antike entlehnt hatte. Zugleich aber andererseits ein starker Drang nach Volkstümlichkeit und populärer Wirkung, der schon äußerlich in der Dienstbarmachung des Holzschnittes, innerlich in dem Anschluß an die Wirklichkeit und an das, was das gärende Leben der Nation bewegte, deutlich erkennbar ist. Und das gleiche Widerspiel auch in seiner Haltung den großen kirchlichen und religiösen Fragen der Zeit gegenüber. Der von dem gewaltigen Zuge des Humanismus mit fortgerissene Dichter ist keineswegs blind für die zunehmende innerliche Zersetzung der Kirche, nicht unberührt von den großen neuen Gedanken, welche seit den Ereignissen von Konstanz und Basel die Herzen und die Geister bewegten, nicht teilnahmlos für das schmerzliche Ringen nach einer Erneuerung des sittlichen und religiösen Lebens; aber doch fühlt er sich zugleich als treuen Sohn der alten Kirche, deren Heilige er in lateinischen Dichtungen feiert und für die er, wider alle Ketzer, mit streitbarem Eifer auf den Plan tritt. Wohl ist er kein Freund von Heiltümern und eifert gegen die reichen Bettelmönche, aber er verteidigt den Ablaß und liebt den Einsiedler, der an heimlicher Stätte sein Leben Gott weiht. Er tadelt allerlei äußerliche Schäden der Kirche, aber er eifert doch weit heftiger wider die Ketzer und gegen die widerkirchliche Bildung der Gegenwart. Er warnt vor zu vielem Studieren, das nur Phantasten hervorbringe, und jammert über den wahllosen Bücherdruck, der nur falschen Glauben und Ketzerei befördere, sich selber zu Schaden und Schande.

So trägt dieses Gedicht dasselbe Janusantlitz wie die ganze Zeit, in welche am 5. November 1494 Hans Sachs als Sohn eines ehrsamen Schneidermeisters zu Nürnberg eintrat. Die wundersame Physiognomie jener Epoche in ihrer ganzen Fülle und Wahrheit sich zu vergegenwärtigen, ist eine fast unlösbare Aufgabe, denn es sind doch immer nur einzelne Züge dieser

Physiognomie, die wir festzuhalten vermögen, während das ganze verworrene Durcheinander selbst für uns unfaßbar bleibt: ein großes, wunderbares Rätsel, das uns immer aufs neue anlockt, aber aller Versuche einer glatten und völligen Auflösung zu spotten scheint. Ueber Italien, dem ältesten Kulturboden des damaligen Abendlandes, war das erste Frührot einer neuen Zeit heraufgedämmert, von jenseits der Alpen das neue Bildungsideal heraufgestiegen, und nun rang auch in Deutschland eine neue Bildung und ein neues Leben zum Lichte. Einer Astronomie, welche mit geschärftem Auge den Weltenraum durchmaß, trat eine Philosophie zur Seite, welche im Enthusiasmus ihres Erkenntnisdranges Himmel und Erde zu umspannen und zu ergründen glaubte. Geographische Entdeckungen schoben den Horizont immer weiter hinaus und zersprengten die Weltauffassung des Mittelalters. Das mathematische Studium gab dem Geist eine Sicherheit des Denkens, in der ihm Wissen sicherer schien als Glauben. Das Erbgut der Antike kam wieder zu Ehren, und an ihm vor allem bildete sich der moderne Mensch. Empfänglich nahm nun der menschliche Geist alles in sich auf, was nur die Erde an Schönem und Gutem trug; kein Gebiet des Wissens blieb ihm fremd; alle Höhen und Tiefen des Lebens durchmaß er.

Aber doch stand zu gleicher Zeit, scheinbar unbeirrt durch dieses titanische Ringen des entfesselten Menschengeistes und scheinbar unbekümmert durch den mehr und mehr sich ausbreitenden Kultus der Weltschönheit, die römische Kirche nach wie vor aufrecht in ihrer alten monarchischen Straffheit; in dem allgemeinen Chaos scheinbar der einzige feste Punkt, in der allgemeinen Erregung und Gärung das einzige schützende Bollwerk, in allem Werden und Wandel sie allein unverändert und wandellos. Wohl setzte die neue Bildung der naiven mittelalterlichen Frömmigkeit arg zu, und wohl zeigt jetzt das religiöse Leben ein wirres Durcheinander von ernstem und frivolem Glauben, von naivem Wunderwahn und ironischem Spott, von Mystik und rationalistischer Aufklärung, aber so lange noch das Leben der Gesamtheit wie das jedes Einzelnen mit Ketten tausendfacher Interessen an das Centrum der Christenheit gefesselt war, konnte die Kirche mitleidlicher Gelassenheit diese Auseinandersetzung des mittelalter-

lichen und des modernen Menschen mit ansehen. Zu fest hatten ihre alten Ordnungen in Staat und Gesellschaft, in Familie und Einzelleben ihre Wurzeln getrieben, als daß diese durch Renaissance und Humanismus entfesselten Stürme sie hätten entwurzeln können. Noch hielt die Kirche das Leben jedes einzelnen fest umhegt und mit den sakramentalen Fesseln gebunden. Noch war das ganze öffentliche und private Leben getragen und durchtränkt von kirchlichen Anschauungen und Doktrinen. Noch schwebte eine Wolke von Heiligen vermittelnd zwischen dem Diesseits und Jenseits. Noch galt Unzähligen als das höchste Lebensideal die Weltflucht, und die Pforten der Klöster standen weit geöffnet, um diesen Weltflüchtigen Obdach zu gewähren. Noch türmte ein Glaube, der sich die Seligkeit zu verdienen wähnte, stolze Dome auf, stiftete zahllose Kirchen und Kapellen und trieb die Gläubigen ruhelos von Wallfahrtsort zu Wallfahrtsort, bis nach Rom und Jerusalem.

Von den gleichen gewaltigen Gegensätzen war das geistige Leben Nürnbergs[1]) bewegt, ja dieselben erscheinen hier fast noch schärfer als anderwärts ausgeprägt, da gerade auf diesem Boden alle großen Tendenzen der Zeit zu vollem Ausdruck kamen und in zahlreichen Ausstrahlungen weiterwirkten. Denn mit Fug und Recht galt die alte, stolze Geldstadt an der Pegnitz im deutschen Binnenlande als die Königin der Städte. Ausgestattet mit den Wohlthaten der Freiheit und Rechtssicherheit, seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts im Besitze voller Selbstherrlichkeit, war sie zugleich eine Hauptstadt des Weltverkehrs, so daß in ihre Kontore eine frische Brise hineinwehte, die jedem kleinlichen Krämergeist wehrte. Nach Venedig und Genua, wie nach den Hinterländern des Ostens, namentlich Polen und Ungarn, spann sie ihre Fäden; von Antwerpen bis Kairo besaß sie ihre Faktoreien, und allenthalben in der Welt war neben dem Augs-

[1]) Für das geistige und künstlerische Leben Nürnbergs im allgemeinen verweise ich auf M. Thausing, Dürer. Leipzig 1876, S. 16—29; für die kirchlichen und religiösen Zustände auf Fr. Roth, Die Einführung der Reformation in Nürnberg. Würzburg 1885; für die Humanisten auf L. Geiger, Renaissance und Humanismus in Italien und Deutschland. Berlin 1882. Seite 374—386.

burger auch der Nürnberger Kaufherr ein ansehnlicher Mann, dessen Kredit unbegrenzt war. So war hier in den stattlichen Häusern der Handel im großen Stile zu Hause, der den Gesichtskreis erweiterte und zugleich in gewinnreicher Tagesarbeit einen Wohlstand zusammentrug, der ein Leben voll gediegener Pracht und künstlerischem Behagen ermöglichte. Ueberaus zahlreich sind die Lobpreisungen Nürnbergs[1]), von den steifen Lobgedichten der Neulateiner bis zu den zwar verschnörkelten, aber ungleich poetischeren deutschen Reimen des Hans Sachs, und die Fremden, die Ausländer zumal, sind voll Bewunderung für die Herrlichkeit der Stadt, aus deren Durcheinander von Giebeln und Zinnen fünfzehn Kirchen und Kapellen ihre Turmspitzen in die Luft streckten, voll Bewunderung für die bunten Giebelhäuser mit den zierlichen Erkern, die hohen Hallen der prächtigen Kirchen und die Marktplätze mit den anmutigen Zierbrunnen. Aber nicht zuletzt kam dieser Wohlstand doch auch dem Wachstum der Bildung zu gute. Der Welthandel gab dem ehrenfesten Bürgertum neben dem Sinn für Behaglichkeit und reichlichen Lebensgenuß doch auch eine gewisse weltmännische Beweglichkeit, und der ausgedehnte Verkehr weckte von selbst einen Bildungstrieb, der den kleinen, geruhsam dahindämmernden Städten fremd blieb.

Gelehrte von Ruf hatten sich hier niedergelassen und stellten mit den humanistisch gebildeten Gliedern des einheimischen Patriziats eine Art geistiger Aristokratie dar, welche Nürnberg neben dem Ruf des Reichtums auch den der Bildung und Gelehrsamkeit erwarb. Hier wirkte der gelehrte Stadtphysikus Hartmann Schedel, der sich in Italien den Doktorhut geholt hatte, für Wiederbelebung der klassischen Studien und schenkte zugleich in seiner neuen Weltchronik (1493), die Michel Wolgemut mit Holzschnitten schmückte und Anton Koberger auf Kosten zweier reicher Patrizier druckte, dem gebildeten Mittelstande ein trotz aller Befangenheit lehrreiches Buch, das den mittelalterlichen Gesichtskreis erheblich erweiterte. Hier schlug 1471 Johann

---

[1]) Eine Reihe derselben ist zusammengestellt in Wagenseilii de sacri Rom. imperii libera civitate Norimbergensi commentatio. Altdorf 1697. Seite 7 u. 8.

Regiomontan sein Heim auf und machte die Stadt zum Mittelpunkt astronomischer Studien. Hier lebte als Prediger an St. Sebald der weiland Augsburger Mönch Sigmund Meisterlin, der sich in seiner lateinisch geschriebenen Stadtgeschichte (um 1488) als humanistisch gebildeten Chronikenschreiber auswies. Und vor allem lebte und wirkte hier als der echte und rechte Typus eines Humanisten der Nürnberger Ratsherr Wilibald Pirkheimer[1]), der in Padua und Pavia die Rechte studiert, mehr aber klassischen Studien und den schönen Wissenschaften sich gewidmet hatte; ein Sohn der Renaissance, dem nichts Menschliches fremd war und dessen Bildungsideal Universalismus hieß; einer jener poetischen Philologen, die den ganzen Olymp wieder auf die Erde herabführen und den geliebten Alten nicht nur in der Poesie, sondern auch im Leben nachahmen wollten. Ein Mann im Vollbesitz der neuen Bildung, von erstaunlicher Vielseitigkeit und in allen Sätteln gerecht: Diplomat, Historiker, Theolog und Philolog, dabei ein fröhlicher Weltweiser, der, bis ihm schließlich das Podagra gar zu arg zusetzte, gern mit heiteren Genossen becherte und sich das Leben mit einem behaglichen Luxus umkleidete. Ein Mann mit einer scharfen Feder, in seinen Satiren witzig und derb, nicht selten auch cynisch, dabei aber selbst überaus empfindlich; ein fleißiger Briefschreiber, der bis weit in die Ferne anregend wirkte; trotz seiner Großmannssucht den Freunden ein guter Freund mit offener Hand; angesehen in seiner Ratsstube als kundiger Sachwalter seiner Vaterstadt, gefeiert in ganz Deutschland als Nürnbergs Perikles und Metellus.

Doch auch in weitere Volksschichten hinein drang die neue Bildung. Hier war der goldene Boden des Handwerks, dem eine gesunde Kunst entsproß, die, weil sie im Bewußtsein eines kraftvollen, auf sich selbst gestellten Bürgertums wurzelte, auch diesem selbst in erster Linie wieder zu gute kam und weiteren Kreisen künstlerisches Empfinden, Frische und Schwung gab. Auch der kleinere Bürger- und Handwerkerstand erfreute sich in seiner Mehrheit eines behaglichen Wohlstandes, der auch ihm einen ge-

[1]) Vergl. P. Drews, Wilibald Pirkheimers Stellung zur Reformation. Leipzig 1887, und Fr. Roth, Wilibald Pirkheimer. Halle 1887.

wissen künstlerischen Schmuck des Lebens ermöglichte. Glanz und Bedeutung der Vaterstadt hoben das Selbstgefühl und spornten zur Tüchtigkeit; der frische Luftzug des Weltverkehrs wehrte auch in diesen Kreisen jeder kleinstädtischen Verkümmerung. Es war zudem von bedeutsamem Einfluß, daß Nürnberg rasch eine der wichtigsten Pflanzstätten der Buchdruckerkunst geworden war und nun mit seinen zahlreichen Pressen das Emporkommen einer reichen populären Litteratur beförderte, der vielfach noch der Holzschnitt als wirksamster Bundesgenosse zur Seite trat. Unter den Nürnberger Buchhändlern waren berühmte Namen, unter denen der Anton Kobergers[1]) sogar eines europäischen Rufes sich erfreute, da das von diesem gegründete Welthaus gleich den anderen großen Handelshäusern Nürnbergs über ganz Deutschland seine ‚Reisediener' aussandte, eigene Filialen in Frankfurt a. M., Paris und Lyon unterhielt und nach Italien ebensowohl wie nach Polen und Ungarn seine Fühlfäden ausstreckte. Nicht zu vergessen endlich der Singschulen, die jetzt, Dank dem wackeren Hans Rosenblüt, dem wir einen der anmutigsten Lobsprüche auf Nürnberg verdanken, und Dank dem fruchtbaren Bader Hans Folz, neu aufblühten und gerade in mittleren Kreisen höhere Interessen weckten und nährten. Alles das gab auch dem Bürger und Handwerker eine seltene geistige Regsamkeit, eine frische Empfänglichkeit und weitherzige Gesinnungen. Der reiche Schmuck an und in den Kirchen und Häusern weckte die Freude am Schönen; die Volkslitteratur erweiterte den Horizont und beförderte die Freiheit des Urteils. Oppositionelle Regungen fanden hier fruchtbaren Boden, und gern übte sich des Nürnbergers schlagfertiger Witz in polemischer Zwiesprache.

Aber doch auch hier das gleiche Janusantlitz, welches der ganzen Zeit eignete. Auf der einen Seite ein frisches Regen und Ringen der Geister, eine Blüte der Kunst und Wissenschaft, ein Kultus der Weltschönheit und fröhliche Genußsucht, auf der andern Seite die breite Masse auch hier noch durchaus beherrscht von

---

[1]) Vergl. O. Hase, Die Koburger, Buchhändler-Familie zu Nürnberg. Leipzig 1869, und Geschichte des Deutschen Buchhandels (von Fr. Kapp) I. Leipzig 1886. S. 139—141.

einer aus dem Geiste des Mittelalters erwachsenen naiven Frömmigkeit, alles umschlossen von der einen Weltanschauung, alles getragen von dem einen Geiste, alles beherrscht von dem einen Ideal der Werkheiligkeit und der Weltflucht.

Und gerade hier in dem reichen Nürnberg trat die gewaltige Macht der Kirche auch äußerlich ganz besonders imponierend zu Tage. Die Stadt war reich an Kirchen und Klöstern, und eben jetzt, in den letzten Jahren des scheidenden Jahrhunderts, waren auch die beiden großen Hauptkirchen, St. Sebald diesseits, St. Lorenz jenseits des Flusses vollendet worden: Wahrzeichen ebensowohl einer zähen Volkskraft, wie eines Glaubens, der durch Verdienen und Geben sein Seelenheil zu erlangen wähnte. Kaum irgendwo sonst flossen die Opferspenden reichlicher, fanden die kirchlichen Stiftungen willigere Geber, wurden die Wohlthätigkeitsanstalten für Armen- und Krankenpflege völliger ausgestattet. Neben den Klöstern der Augustiner und Benediktiner, der Kartäuser und Karmeliter, der Dominikaner und Franziskaner erhoben sich zwei Frauenklöster: das Katharinenkloster unter der Aufsicht der Dominikaner und das dem Barfüßerorden unterstellte Kloster der heiligen Clara. Kaum je zuvor waren die Heiligen begehrtere Nothelfer gewesen als in diesen gärenden Zeitläuften. Für jedes besondere Anliegen, für jedes besondere Leid, für jedes besondere körperliche Gebrechen bot ein eigener Heiliger seine Hilfe an, ja die Nürnberger erfanden sich sogar noch einen ganz absonderlichen Spezialheiligen bei St. Jakob (1489), der etliche Wochen hindurch Wunder und Zeichen that, bis ihm wegen mangelnder Legitimation ein bischöflicher Erlaß die weitere Ausübung seines Berufs untersagte. Groß war noch der Eifer des Wallens; auf allen Straßen zogen Scharen frommer Pilger mit Kreuzen und Fahnen, singend und betend zu den wunderthätigen Heiltümern. In jenem Jahre 1475, in welchem die Wallfahrtsbewegung einen geradezu epidemischen Charakter annahm, strömten die Nürnberger in hellen Haufen nach der Muttergottes-Kapelle zu Niclashausen, wo Hans Böheim, der vordem an Wochentagen seine Schafe gehütet, an Festtagen und bei den Kirchweihen aber als Pfeifer und Pauker den Leuten zum Tanz aufgespielt hatte, seine fieberhaft erhitzten, stark sozialistisch gefärbten Bußpredigten hielt, während gleichzeitig weiter gen Norden

eine blutige Hostie in dem altmärkischen Städtchen Wilsnack tausende und abertausende herbeilockte. Große Herren strebten weiter und organisierten Pilgerzüge nach Palästina und nach Rom, und oft genug gaben sich dann hier in Nürnberg diese vornehmen und begüterten Wallfahrer ihr Stelldichein. Wunderglaube und die alte deutsche Wanderlust reichten sich hier die Hand und weckten die Sehnsucht in weite Fernen. Auch unter den wohlhabenden Einheimischen war mancher, der die heiligen Stätten in Jerusalem mit eigenen Augen gesehen hatte, wenn auch nicht alle, wie Hans Tucher, ihre Reiseerlebnisse zu Papier brachten. Leichter war Rom zu erreichen, der geheiligte Sitz der „Nachfolger Christi“, und wer dorthin zog, nahm als Reisebegleiter die Mirabilia Romae, ein in Nürnberg oft gedrucktes Romfahrtbüchlein, mit, das ihn über die Sehenswürdigkeiten der Stadt und mehr noch über alle kirchlichen Wunder und Heiligenlegenden unterrichtete. Noch stand auch das Ablaßwesen in voller Blüte und fand hier wie anderwärts offene Hände und willige Gläubige. Noch 1489 war ein französischer Kardinal, um für einen Türkenzug Ablaßgelder zu sammeln, in Nürnberg eingezogen und unter dem Geläut aller Glocken von der Kreuze und Fahnen tragenden Menge festlich empfangen worden.

In diese chaotische Zeit fiel die Jugend des Hans Sachs, in die Frühlingsstürme der Reformation sein erstes Mannesalter. Fast ein Jüngling noch, sah er das Morgenrot der neuen Zeit anbrechen und jubelnd begrüßte der zum Manne Gereifte das Lied der Wittenberger Nachtigall, das ihm tröstlich und befreiend ins Herz klang.

Der Handwerkerssohn war eingepflanzt in den Boden eines Gemeinwesens, das lebhaft war in Handel und Wandel, groß in Wissenschaften und Künsten, reich an Wohlstand und Bildung. Er wuchs auf in einer Stadt voll von Anregungen und inmitten großer Ereignisse des öffentlichen Lebens. Eine solche Umgebung und eine solche geistige Luft mußten auf ein empfängliches Knabengemüt tief und nachhaltig einwirken. Ruhm und Ansehen der Vaterstadt, ihr Glanz und ihr Schmuck mußten das junge Stadtkind mit lokalpatriotischem Stolze erfüllen und seinem ganzen Auftreten eine gewisse Sicherheit und Gewandtheit verleihen. Die

Straffheit des städtischen Regiments mußte zu eigener sittlicher Zucht anspornen, mußte Respekt einflößen vor den öffentlichen Rechtsordnungen und vor bürgerlicher Sitte und Tüchtigkeit. Alljährlich sah der Knabe, wie die sonst im Gewölbe der Spitalkirche zum heiligen Geist aufbewahrten Reichskleinodien und Reichsheiligtümer, Kaiserkrone und Kaiserornat, Scepter und Reichsapfel samt den kostbaren Reliquien öffentlich dem Volke gezeigt wurden, und er sah den Kaiser selbst, von Reisigen und Fußvolk begleitet, durch die mit Kränzen und Laubgewinden geschmückten Straßen in die alte Reichsstadt einziehen und die Menge jubelnd ihm huldigen. Er sah das gleiche festliche Gepränge sich entfalten, wenn ein Bischof oder päpstlicher Legat in die kirchen- und klosterreiche Stadt einkehrte, und Bürgerschaft und Geistlichkeit mit Kreuzen und Fahnen ihnen entgegenzogen, fromme Lieder erschallten und feierlich das Geläut über die Stadt schwebte. Dazu sah sein Auge Tag für Tag in den krummen Gassen, auf dem Markte, in den Kirchen und in den zierlichen Giebelhäusern all den köstlichen Schmuck und kunstvollen Zierat, den ein erfindungsfrohes Geschlecht in verschwenderischer Fülle darüber ausgeschüttet hatte. War er an Adam Krafts Stationen vorübergeschritten, dann stand er wohl hinterher von frommem Schauer berührt in der weiten Halle von Sankt Lorenz und bewunderte andächtig die gleich schwanken Gerten aufschießenden Formen des Sakramentshäuschens. Oft wohl mochte er vor Michel Wolgemuts Altarbildern fromm gebetet, an den Erzwerken Peter Vischers mit ehrfürchtiger Ergriffenheit vorübergewandelt sein. Und nicht minder endlich empfing er von den Bildern und Holzschnitten seines großen Landsmannes Albrecht Dürer tiefe und bleibende Eindrücke, deren Spuren in seiner eigenen künstlerischen Produktion unverkennbar sind.[1])

Sein äußeres Leben können wir mit raschen Schritten durchmessen. Seit seinem siebenten Jahre (seit Ostern 1501) wanderte der kleine Schneiderssohn gleich einem zukünftigen Gelehrten in eine der vier Lateinschulen Nürnbergs, in der er, ausgerüstet mit einem ‚sinnreichen Ingenium‘, sich ein ganz ansehnliches Maß

---

[1]) Vergl. K. Lucae, Zur Erinnerung an Hans Sachs in den Preußischen Jahrbüchern 58. Band, S. 5.

an Kenntnissen erwarb, wenn ihm auch, da er für das Schuhmacherhandwerk bestimmt war, eine eigentlich gelehrte Bildung versagt war. Wenn er später einmal in einem Gedichte das Geständnis ablegt, daß er Alles, was er auf der Schule gelernt, wieder vergessen habe, so war das gewiß eine scherzhafte Uebertreibung, die Aeußerung entsprang aber andererseits wohl der ganz richtigen Empfindung, daß ihm weit wichtiger als die in der Schule erworbenen Kenntnisse Alles das geworden war, was ihm der historische Boden seiner Vaterstadt, ihre wissenschaftlichen und künstlerischen Tendenzen an Bildungselementen zugetragen hatten. Mit fünfzehn Jahren kam der Lateinschüler in die Lehre zu einem Schuhmacher und zog dann nach zwei Jahren hinaus auf die Wanderschaft. Er war noch ein blutjunges Bürschchen, als er die Mauern seines Geburtsortes verließ und den ersten Schritt in die weite Welt that; erst nach fünfjährigen Wanderfahrten in die Kreuz und Quer kehrte er, innerlich und äußerlich gereift, nun ein Zweiundzwanzigjähriger, heimwärts. In Regensburg, Passau, Salzburg und Wels hatte er das Handwerk gegrüßt und Arbeit gefunden, war dann über Landshut und Würzburg nach Frankfurt gewandert, hatte in Koblenz, Köln und Aachen Stationen gemacht und weiter durch Westfalen und Niedersachsen bis nach Lübeck, dem nordischen Nürnberg, seine Schritte gelenkt, von wo er endlich über Leipzig und Erfurt nach der Heimat zurückkehrte. Hier that der nunmehr zum Meister avancierte alsbald seine eigene Werkstatt auf und gründete sich drei Jahre später, im Herbst 1519, auch den eigenen Herd, indem er die junge Kunigunde Kreuzer als Frau Meisterin heimführte.

Einen reichen inneren Ertrag hatte er von diesen Wanderungen mit heimgebracht, einen Schatz von Erfahrungen und neuen Anregungen, wie sie ihm in solcher Fülle selbst das reichbewegte Leben seiner Vaterstadt nicht hätte gewähren können. Auf der Landstraße und in den Herbergen war er mit allen Schichten des Volkes in Berührung gekommen: mit den gleich ihm wandernden Handwerksgenossen, mit Landsknechten und Bettelmönchen, mit ehrbaren Bürgern und allerlei vagabondierendem Gesindel, und war dadurch mit Art und Unart der Zeitgenossen gründlich vertraut geworden. Er hatte das bürgerliche Leben in Werkstatt und Häuslich-

keit, in der Unruhe des Werktages und in dem reichlichen Aufwand der Feste, im Norden wie im Süden, am Rhein und an der Donau, wie an der Elbe und Trave, kennen gelernt, und da er mit klugen Augen und hellem Kopfe die Menschen und die Dinge beobachtete, so brachte er einen reichen Gewinn heim, der ihm bis ins hohe Alter zu Gute kam. Voll von Bildungsinteressen, wie er war, wußte er die Wanderschaft in ganz anderer Weise auszunutzen, wie die meisten seiner Mitgesellen. Mit ganz anderen Augen sah er die Fülle der Zustände und die gewaltige Bewegung der Zeit. Alles interessierte ihn, Nichts entging ihm; bei Allem dachte er sich still sein Teil und machte jede neue Erfahrung und Beobachtung in seiner Weise sich nutzbar.

Kindlich heiter und kindlich gläubig war er ausgezogen, ebenso kam er zurück, nur war jetzt seine ganze Lebensauffassung gereift und vertieft. Sie war ernst geworden, wenn auch fern von kleinlichem Philistertum. Das Herz war ihm weiter, das Gewissen enger geworden. Bei seinem gesunden Sinn für das sittlich Rechte war er unbeirrt durch alle Versuchungen seinen geraden Weg gegangen, und Alles das, was er unterwegs an Lastern und Rohheiten, an Zügellosigkeit und sittlicher Zersetzung mit angesehen, hatte sein eigenes sittliches Empfinden nur noch feiner und zarter gemacht. Er hatte einen ehrlichen Widerwillen gegen alles Rohe und Gemeine. Er war eine gefestigte sittliche Natur geworden, ohne alle Prüderie, durch und durch ehrlich und wahrhaftig, dabei ausgerüstet mit einer guten Dosis Mutterwitz und einem unzerstörbaren Optimismus: ein gemütvoller und ein wackerer Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte.

Aber auch noch einen anderen Schatz als diese Lebenserfahrungen hatte er von seinen Wanderungen mit heimgebracht. Als Wandergefährtin hatte sich ihm eines schönen Tages — es war im Jahre 1513 in Wels an der Traun gewesen — die Muse zugesellt, ein junges, gesundes, kräftiges Weib, mit einem güldenen Gürtel und einem Kornährenkranze im Haar, so wie der junge Goethe sie später geschildert hat, und diese war seitdem auch in der engen Werkstatt des zünftigen Handwerksmeisters häufig zu Gaste. Da kamen Stunden, in denen ein goldiger Schein seinen Arbeitstisch und die kahlen Wände seiner Stube überzog, da der

Raum mit allerhand phantastischen Gestalten sich bevölkerte und es in ihm wundersam zu singen und zu klingen begann. Und kam dann die ‚Lust zu fabulieren' über ihn, dann baute er sich seine eigene kleine bunte Welt, in der allerlei seltsam Völklein sein Wesen trieb, in diese Wirklichkeit hinein; dann vermischte sich Selbsterlebtes und Gesehenes mit Erinnerungen an das, was er am Feierabend in seinen Büchern gelesen hatte; dann schweifte sein Geist vor die Thore der alten Stadt hinaus in den grünen Wald und auf bunte Wiesen; dann spazierte seine Phantasie in alle Welt und bis weit zurück in die Vergangenheit, deren Bilder farbenreich vor ihm aufstiegen. Bürger und Bauern, Handwerker und Landsknechte, Ritter und Mönche, Frauen und Jungfrauen zogen vor seinem inneren Auge vorüber und mußten ihm Rede und Antwort stehen. Aber auch mit Frau Venus haderte er; den Ritter Tannhäuser und den getreuen Eckart beschwor er; mit Frau Hoffart und Frau Armut hielt er Zwiesprach und im Waldesdickicht klagte ihm Frau Keuschheit ihr Leid, daß ihre Herrschaft zu Ende sei. Alles was er innerlich und äußerlich erlebt, die Welthändel und die ganze Fülle der Begebenheiten, Freud' und Leid, Hoffnung und Enttäuschung, Klage und Zorn, kurz Alles, was sein ehrliches Gemüt bewegte, spiegelte er in seinen Reimen wieder: schlicht und anspruchslos, wahr und warm, treuherzig und schalkhaft.

Ernst und feierlich hat er selbst später (1536) in einer verschnörkelten Allegorie von jener entscheidungsvollen Stunde erzählt, in der ihn die Musen zu ihrem Dienste geweiht hatten. In dem freundlichen Städtlein Wels, in dessen Burg etliche Jahre danach (1519) der erste Maximilian starb, geschah es, daß er auf einem einsamen Spaziergange sein bisheriges Leben überdachte und dabei zum ersten mal der Gedanke an die Nichtigkeit aller äußerlichen Freuden und Genüsse ihn durchschauerte. Freundschaft lohnt mit Untreue, Zechen macht dumpfe Sinne, Spielen bringt Verlust und Hader. Ueber dem Grübeln nach einer ehrenwerten und nutzbringenden Kurzweil kommt er in einen Lustwald, setzt sich an einer Quelle nieder und schläft beim Gesange der Vögel ein. Da erscheinen dem Träumenden die Musen und begeistern ihn für den Gesang der Tugend, für die Erheiterung der Traurig-

keit. Von da ab begann für den Zwanzigjährigen ein neues, edleres Leben. Zwar blieb er nach wie vor an sein bescheidenes Handwerk gefesselt, blieb der dichtende Handwerker und handwerksmäßige Dichter, aber stolz fühlte der schlichte Mann in stillen, weihevollen Stunden den unsichtbaren Kranz auf seinem Haupte. Er nahm es ernst und gewissenhaft auch mit diesem dichterischen Berufe, zu dem er nunmehr innerlich sich geweiht fühlte. Den Mangel einer eigentlich wissenschaftlichen Bildung mußte ihm nun eine in's Unermeßliche anwachsende Belesenheit ersetzen, und es hat etwas rührendes, wie der junge Schuhmacher unablässig bestrebt ist, die Lücken seines Wissens auszufüllen und seine ideale Habe zu vermehren. Er wurde nun ein rastloser, ja ein leidenschaftlicher Arbeiter von nie ermüdender Schaffenslust und nie sich erschöpfender Schaffenskraft. Und so verklärte er sich fortan mit seiner bescheidenen Kunst sein eigenes Haus, Familie und Arbeit und wurde zugleich vielen Tausenden ein Lehrer und ein Vertrauter.[1])

---

[1]) Wie der Meistergesang überhaupt, so wird auch Hans Sachs im besonderen von J. Janssen im 6. Bande seiner Geschichte des deutschen Volkes (Freiburg 1888, S. 201 ff.) im allgemeinen ganz zutreffend charakterisiert. Noch sei der dichterische Volksgeist mächtig genug gewesen, um nicht in der Pflege des bloß äußerlichen Formalismus zu erstarren, und H. Sachs selbst ‚war eine urwüchsige, kerngesunde Natur, ganz und gar aus dem Volke erwachsen, voll tiefen Gemütes und wackerer Gesinnung'. (S. 204.) Aber freilich hätten sich die furchtbaren Kämpfe der politisch-kirchlichen Umwälzung wie für den Meistergesang im allgemeinen, so auch für Sachs im besonderen als verhängnisvoll erwiesen. Als ‚die alte Glaubensfestigkeit verloren ging und fast der ganze Inhalt des Volkslebens von dem wüsten Hader und Parteigetriebe aufgesogen ward, mußte notwendig auch aus der Meistersängerei alle künstlerische Seele entweichen, und das rein Handwerksmäßige in ihr die Oberhand gewinnen. Dem harmlosen Ehrgeiz, vom Schüler zum Schulfreund, Singer, Dichter, Meister aufzusteigen, mischte sich der gefährliche Ehrgeiz der niederen Stände bei, aus ihrer bescheidenen Stellung herauszutreten und unter dem Deckmantel des ‚Evangeliums' in die große und kleine Politik einzugreifen. An Stelle der früheren Gemütlichkeit trat der bittere, gehässige Geist der religiösen Polemik; die Dürre der vorherrschend polemischen Predigt wurde zur Grundlage der moralisierenden Lehrhaftigkeit in den Zunftstuben. Mit biedermännischer Nüchternheit brachten die Meistersänger und ihre Schüler die höchsten Gegenstände christlicher Glaubens- und Sittenlehre in hausbackene Reime, während in Bekämpfung der ‚Papiste-

Mit seiner bescheidenen Kunst, sagte ich, denn er ist freilich keiner jener großen Dichter, die lediglich mit ästhetischem Maßstabe zu messen sind. Man muß ihn geschichtlich würdigen, um seine volle Bedeutung und seinen ganzen Wert zu ermessen. Er steht auf der Grenzscheide zwischen Altem und Neuem. Er selbst ist nicht eigentlich der Schöpfer einer neuen Poesie, aber er ist ein Wegweiser dazu. Er ist nicht ein stürmischer Neuerer, sondern vielmehr eine konservative Natur voll Respekt vor dem Ueberlieferten und Erlernten. Aber er erfüllt die alten Formen mit neuem Geist; er erweitert den Gesichtskreis der Poesie; er eröffnet dem bisher so beschränkten Gebiet der Dramenstoffe den Ausblick in eine unermeßliche Weite und Freiheit. Er umspannt in seinen Dichtungen Alles, was die Zeit bewegt: das ganze Auf und Nieder von Werden und Absterben, von Furcht und Hoffnung, die ganze Erregung und Gärung jener Epoche finden in seinen Schriften ihren Wiederhall. Aber zugleich wird auch für ihn und seine Poesie die Litteratur des klassischen Altertums zu einem unversieglichen Lebensquell, der nicht nur seine eigenen Schöpfungen, sondern, Dank seinem Beispiel, das deutsche Drama überhaupt befruchtet und die Schranken der Nationalität niederwirft. In seiner äußeren Form steckt er noch tief in den alten schlechten Traditionen des Mittelalters; er entrichtet der ästhetischen Unbildung seiner Zeit reichlichen Zoll und reimt wirklich manchmal recht ‚schustermäßig'. Einseitig und beschränkt ist sein Talent und

---

rei' der roheste Ton der Gasse, Schimpf jeder Art, selbst das Gemeine und Zotenhafte für erlaubt galt.' — Daß die Reformation es gewesen, welche die ‚künstlerische Seele' aus dem Meistergesange vertrieben habe, dürfte allerdings schwer zu erweisen sein. Denn wir wissen im Gegenteil, daß die eigentliche Periode der Verknöcherung, der geistigen Oede und des rein handwerksmäßigen Dilettantismus schon in die letzten Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts fällt und daß die alten Dichtungsformen völlig abgestorben sein würden, hätte sie nicht eben der protestantische Hans Sachs durch die Erweiterung des Stoffkreises und durch seine urwüchsige dichterische Kraft neu belebt und aus dem Mittelalter in die neue Zeit hinübergerettet. Und wie wenig gerade bei Hans Sachs von einem ‚gefährlichen Ehrgeiz, in die große und kleine Politik einzugreifen', oder gar von dem ‚rohesten Ton der Gasse' die Rede sein kann, das hoffe ich auf den folgenden Blättern hinreichend nachgewiesen zu haben.

versagt ihm ebensowohl die Töne reiner Lyrik, wie den eigentlich tragischen Ausdruck. Und doch, welche Fülle und Kraft, welche Gesundheit und Frische strömt uns aus seinen Werken entgegen! Wie die Kunst der herben, aber kräftigen Malerschule[1]) Nürnbergs, so wurzelt auch seine Poesie in dem Bewußtsein eines gesunden und kraftvollen Bürgertums. Gleich jener schöpft sie ihre Kraft aus dem Anschluß an die Natur und an die Gedanken und Geschehnisse der Gegenwart. Gleich jener ist sie tief religiös, gleich jener immer wahr und gemütswarm. Sie ist sittlich gesund, lebendig und lebensfreudig, schlicht und treuherzig, kräftig und keusch und dabei immer kurzweilig — die echte Poesie des deutschen Bürgertums, das sich darin in all seiner Tüchtigkeit und Ehrbarkeit wiederfand.

Hans Sachs ist als Dichter derselbe wie als Mensch. Mit einer stillen Zähigkeit, ohne geniale Sprünge, strebt er vorwärts. Er ist zu ernst, um dem Spielerigen und Weichlichen, zu lebensfroh, um dem Sentimentalen in seinen Dichtungen Raum zu gewähren. Er strebt nicht nach kunstvoller Komposition und Verwicklung, sondern erzählt schlicht und einfach, unbekümmert um Lob oder Tadel. Und gerade diese anspruchslose Schlichtheit ist es in erster Linie, die uns den Poeten so lieb macht. Man weiß kaum den Grund anzugeben, allein ein wohlthuender Hauch berührt das Herz angesichts dieser Vollendung in der Beschränktheit.

Bald nachdem der junge Handwerksmeister sich selbständig gemacht und der junge Dichter zu seinen ersten Flügen die Schwingen geregt hatte, brach das entscheidende Jahr 1517 an, an dessen 31. Oktober Luther seine Sätze wider den Ablaßhandel an die Wittenberger Schloßkirche anschlug. Die Thesen verbreiteten sich über Deutschland wie auf Flügeln getragen, trotzdem Luther selbst fast garnichts dazu that, und auch in Nürnberg waren sie rasch ganz allgemein bekannt, auch in ungelehrten Kreisen, da Kaspar Nützel alsbald eine deutsche Uebersetzung[2]) hatte drucken lassen. Der Augenblick war gerade in Nürnberg günstig, da hier der Boden für jenes erlösende Wort eben jetzt besonders empfänglich

---

[1]) Vergl. M. Thausing, a. a. O. S. 11.
[2]) Vergl. Knaake in der weimarischen Luther-Ausgabe I, 230.

war, wenn auch freilich hier wie anderwärts die volle Tragweite der Wittenberger Sätze zunächst nur sehr wenige ermessen mochten. Eine gewisse volkstümliche Opposition gegen die mittelalterlichen Lebensformen hatte sich schon seit längerer Zeit in dem Bewußtsein der Nürnberger festgesetzt, und gerade jetzt war ihre Stimmung gegen die ‚welsche Ablaßschinderei' aufs Neue gereizt worden. Sie hatten es auch noch nicht vergessen, daß in dem Ablaßjahre 1489 auf einer Nürnberger Kanzel eine der ersten Stimmen gegen das Ablaßwesen laut geworden war, indem Dr. Th. Morung dasselbe, allerdings weniger aus religiösen als aus politisch-nationalökonomischen Gründen, geradezu als ein Aergernis bezeichnet hatte. Zudem hatten schon immer freiere Regungen gerade hier eine gute Stätte, mancherlei ‚ketzerisches' Sektenwesen gerade hier Unterschlupf gefunden. Zahlreichen Nürnbergern war in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts (1332) der Ketzerprozeß gemacht worden, noch mehr hatten der husitischen Bewegung sich angeschlossen. Hus selbst hatte die Teilnahme und Anhänglichkeit der Nürnberger in reichstem Maße erfahren, als er auf seiner Todesfahrt nach dem Konzil von Konstanz in ihre Stadt gekommen war, wo er den trügerischen Geleitsbrief des Kaisers in Empfang zu nehmen gedachte. Aus Nürnberger Druckereien waren noch am Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts unbeanstandet waldensische Traktate hervorgegangen. Bedeutsamer jedoch war es, daß vor Kurzem erst, um die Advents- und Weihnachtszeit 1516, Johann von Staupitz[1]) hier geweilt und vor einer ungewöhnlich großen, tief ergriffenen Menge in der Augustinerkirche gepredigt hatte. Seine warmen und eindringlichen Predigten, in denen er mit klarer Entschiedenheit Werkheiligkeit und Ablaßwesen bekämpft und zu wahrer, herzlicher Reue und Buße ermahnt hatte, hatten ebenso wie seine ganze milde, vornehme und lautere Persönlichkeit einen gewaltigen Eindruck gemacht und ihm vor allem in den gebildeten Kreisen der Stadt zahlreiche Anhänger erworben. Gleich nach ihm war der dem kühnen Wittenberger Mönche befreundete[2]) Wenzel Link in das Augustiner-

[1]) Ueber seinen Nürnberger Aufenthalt vergl. Th. Kolde, die deutsche Augustiner-Kongregation und Johann von Staupitz. Gotha 1879. S. 270 ff.

[2]) Vergl. Th. Kolde, a. a. O. S. 355.

kloster eingezogen, und dieses damit dem Luthertum endgültig erobert worden. Auch im Rat und in der Bürgerschaft zählte der ‚Ketzer‘ bereits zahlreiche Getreue, darunter Männer mit den klangvollsten Namen: einen Pirkheimer und Anton Tucher, einen Ebner und Spengler, einen Nützel und Dürer.

Zwar blieb äußerlich zunächst noch Alles beim Alten, aber rasch und entschieden vollzog sich die Scheidung der Geister. Schon im Jahre 1518, in dessen Herbst Luther selbst auf seiner Fahrt gen Augsburg im Nürnberger Augustinerkloster geweilt hatte, konnte der Allerweltsbriefschreiber Christoph Scheurl berichten, Luther sei Deutschlands berühmtester Mann geworden und sein Name in aller Munde; schon heiße man ihn eine Posaune des Evangeliums und einen Herold der Wahrheit. Noch folgenschwerer waren zwei Nürnberger Zeugnisse aus dem folgenden Jahre. Während einerseits Pirkheimer in seinem ‚gehobelten Eck‘, einer der ‚derbsten Satiren jener derben Zeit‘[1]) mit leidenschaftlichem Hohne den eitlen Eck dem allgemeinen Gelächter preisgab, legte andererseits der fromme Ratsschreiber Lazarus Spengler in seiner Schutzrede[2]) für Luther ein evangelisches Bekenntnis ab, das durch seine Wärme und Klarheit und den heiligen Ernst und die Milde seiner Sprache für die Sache der Reformation von unschätzbarem Werte war. Er preist darin Luther als den ‚gegründeten Verfechter des heiligen Glaubens und Ausbreiter der heiligen evangelischen christlichen Lehren‘; er spricht es als seine Ueberzeugung aus, daß der allmächtige Gott ‚Doktor Luther als einen Daniel im Volk erweckt habe, uns die Augen unserer Blindheit zu eröffnen, die Skrupel und unruhigen Gewissen, die auf ihre Werke mehr denn auf die Gnade bauten, durch die heilige Schrift zu verscheuchen und den rechten, ordentlichen Weg zu Christo als der Grundfeste alles unseres Heils zu verweisen‘, und er fährt dann fort: ‚Ich hab auch von Doktor Luthern persönlich gehört, wie das etlich seine Schriften An-

---

[1]) Fr. Roth, Wilibald Pirkheimer, S. 35.

[2]) ‚Schutzred und christliche Antwort‘ 1519. Abgedruckt bei Th. Pressel, Lazarus Spengler, Elberfeld 1862. S. 16—26.

zeigung geben, daß er ob allen Bedräuhungen hoher und niederer Ständ, die ihm bisher in vielfältig Weg unter Augen kommen, ganz kein Entsetzen, sondern das End seines Fürnehmens endlich dahingestellt hab: sei seine Lehr von Gott und aus Gott, so setz er ihm keinen Zweifel, Gott werd auch dieselben handhaben und schützen, sei es aber Menschenwerk, so werd die mit der Zeit und ohne allen Widerstand selbst zu Trümmern gehen'. Und nun kamen gar Schlag auf Schlag Luthers eigene Schriften: ‚Vom Papsttum zu Rom', sein Sendschreiben ‚an den christlichen Adel', sein Büchlein ‚Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche', und diese Sturmschriften der Reformation rüttelten auch diejenigen, die etwa zunächst noch gleichgültig abseits gestanden, aus ihrer Teilnahmlosigkeit auf und machten auch dem blödesten Auge klar, was Alles in diesem Kampf auf dem Spiel stand.

Von Hans Sachs haben wir aus diesen ersten Jahren kein Zeugnis, welches eine klare Stellungnahme zu der entscheidenden, alle Gemüter bewegenden Frage bekundete. Doch lassen immerhin die aus diesen Jahren stammenden Dichtungen darüber keinen Zweifel, welchen Platz er einnehmen werde und müsse, keinen Zweifel, auf welcher Seite schon damals sein Herz schlug. Die religiöse Seite der Frage läßt er allerdings zunächst ganz bei Seite, aber ein um so helleres Schlaglicht werfen diese poetischen Erstlinge auf seine sittliche Position, die er von Anfang an und in allewege unerschütterlich behauptet hat. Immer und überall ist es die Heiligkeit der Ehe, die er preist; immer wieder weist er auf die Gottgewolltheit der ehelichen Liebe hin; immer wieder straft er aus seinem gesunden und geraden Sinne für das sittlich Rechte heraus all und jede Art abenteuernder und unkeuscher Liebe, die er derb und drastisch als ein ‚verfluchtes Kraut' brandmarkt. Er schließt schon 1515 sein ‚Kampfgespräch von der Liebe'[1]) mit der treuherzig-wackeren Moral:

[1]) ‚Kampff-gesprech von der lieb' (1. Mai 1515) Keller III, 406—417. Derselbe Stoff ist mit vielfacher wörtlicher Benutzung des ‚Kampfgesprächs' in dem Fastnachtsspiel ‚Von der Eygenschafft der Lieb' (8. Januar 1518) behandelt. Hier ist die Schlußmoral dem Fräulein in den Mund gelegt und lautet: ‚Spardt ewr lieb biß in die Eh, | Denn habt ein Lieb, sunst keine meh, | Die selbig Lieb die ist mit ehrn, | Wie vns die Heylig schrifft ist lern'. In E. Goetzes Ausgabe der Fastnachtsspiele I, S. 12.

Darumb ich endet mein gedicht,
Zu eyner warnung zugericht,
Auff das, wer lieb im hertzen hab,
Der laß zu rechter zeytte ab
Und spar sein lieb biß inn die ee,
Dann halt ein lieb und keyne meh,
Darauß im glück und heil erwachs!

Er zeigt in seinem ‚Hofgesinde der Venus‘[1]) (1517) mit gesunder Naivetät und zugleich mit einem tiefen sittlichen Ernst, der allenthalben durch die scherzhafte Umhüllung hindurchleuchtet, wie anders er die Liebe auffasst, als die allgemein gang und gäbe laxe Moral, die nicht zuletzt in dem entsittlichenden Beispiel der Mönche und Pfaffen einen starken Rückhalt fand. Er sieht im Geiste die Frau Keuschheit[2]) wie eine entthronte Königin im Exil und hört ihre Klage:

Fraw Keuscheyt ich genennet bin,
Ein vertribene königin.
Des sitz ich hie inn der wüstin
Mit trawring hertz, gemüt und sin,
Trostloß, ellend für hin unnd hin.

Sie erzählt ihm, wie sie, nach Getreuen suchend, durch die Welt gezogen, aber überall spöttisch abgewiesen worden sei. Durch viele Königreiche sei sie gewandert, aber überall habe ihr Frau Venus die Herrschaft streitig gemacht.

Auch kam ich zum gaystlichen stand,
Bey den ich auch kein statt nit fand.
Ir ayd und glübd was gantz vergessen,
Wann Venus het sie gar besessen.

So geht sie alle Stände durch, nirgends aber hat man sie noch kennen wollen. Und auch hier wieder schließt Hans Sachs mit dem guten Rat, der durch alle diese Dichtungen wie ein roter Faden sich hindurchzieht:

seyt steet,
Biß das ir kummet in die ee!
So halt ein lieb und keyne meh!
Ein solche lieb die ist mit ehren.

---

[1]) ‚Das Hoffgesindt Veneris‘ bei E. Goetze I, S. 13—21.

[2]) ‚Klag der vertriben fraw Keuscheyt‘ (1518) Keller III, 282—292.

Wie mußte ihn bei solcher Gesinnung das erlösende Wort des Wittenberger Mönches berühren, das der Liebe in der Ehe ihre Ehre, ihre Rechtfertigung, ihre Freiheit vor Gott wiedergab! Denn unmöglich konnten seinem klaren, nüchternen, bürgerlich tüchtigen Sinn die sittlichen Ideale, die ihm in den katholischen Heiligen entgegentraten, Genüge thun: das waren abstrakte Tugendmuster ohne Realität, während er nach einem positiven Lebensideale verlangte. Und ein solches trat ihm nun in Luthers Wort und That in trauliche Nähe. Er spürte sofort, daß damit der Familie neues Licht und neue Wärme gespendet, daß hier der Weg zu einer sittlichen Erneuerung des Volkes gewiesen war. Diesem sittlichen Grundgedanken der Reformation gegenüber gab es für ihn kein Schwanken und kein Zaudern. Dieser mußte ihn bei der unbestochenen Redlichkeit seines eigenen sittlichen Urteils im tiefsten Innern packen; hier gab einfach sein sittliches Empfinden, gab allein sein Gewissen den Ausschlag. Hier stand er sofort mit Kopf und Herz auf Luthers Seite, ohn' Besinnen, mit innerem Jubel und mit klarer Entschiedenheit.

Aber nicht minder tief ergriff ihn, worüber seine späteren Zeugnisse keinen Zweifel lassen, auch die entscheidende religiöse Frage. Mit dem ganzen Ernst und der ganzen Gewissenhaftigkeit seiner Natur setzte er sich mit ihr auseinander und rang durch Zweifel und Wirrnisse hindurch nach Klarheit und Sicherheit. Ein öffentliches Eingreifen in die Fehde und ein vorschnelles Parteinehmen hätten seinem bescheidenen Sinn schlecht entsprochen, vielmehr verstummte er jetzt fast ganz, da ihm über dem furchtbaren Ernst dieser religiösen Auseinandersetzung die Lust zu harmlosem Fabulieren und heiteren Schwänken vergangen war. Eingesponnen in sein häusliches Stillleben versenkte er sich in das Studium der Bibel und der lutherischen Schriften, die in seiner Bücherei[1] nach und nach einen immer stattlicheren Raum einnahmen. Es konnte natürlich einem so ehrlichen, gründlichen und tiefreligiösen Gemüt zunächst eine gewaltige Erschütterung

---

[1]) Ueber seine Bibliothek vergl. den Aufsatz R. Genée's in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1888. Nr. 50.

nicht erspart bleiben: mit einem Male herausgerissen aus der Sicherheit, in der bis dahin die Seele in dem Schoß der alleinseligmachenden Kirche geruht hatte, sah er sich nun plötzlich seinem Gotte von Angesicht zu Angesicht gegenübergestellt; er sah die Schranken niedergerissen, die bis dahin Kirche und Welt als zwei feindliche Gegensätze von einander getrennt, sah den Nimbus zerstört, mit dem die Hierarchie das ganze natürliche und soziale Leben verklärt hatte. Las er in Luthers siegesfrohem Schriftchen ‚Von der Freiheit eines Christenmenschen‘ die dort formulierte ‚Summa eines christlichen Lebens‘, so konnte er über die Tragweite dieser schlichten Sätze nicht im Zweifel sein: nicht um einen Streit über kirchliche oder lediglich theologische Fragen handelte es sich hier, sondern hier stand jeder Einzelne vor einer folgenschweren Entscheidung, die ohne schwere innere Kämpfe nicht zu erringen war. Zunächst schien Alles, was bis dahin der Seele Trost und Stütze gewährt, in seinen Grundvesten zu wanken; es galt zu brechen mit Allem, was in einer mehr denn tausendjährigen Entwickelung zu ewigem Rechte gestempelt schien. Es gab in diesem allgemeinen Chaos keinen anderen festen Punkt als das Wort Gottes, und in ihm suchte auch der junge Schuhmacher Antwort auf die großen Rätselfragen der Zeit, suchte in ihm Ruhe und Stille, während es draußen gärte und stürmte.

Und neben der Bibel war es vor Allem die ihm aus den Schriften Luthers entgegen leuchtende gewaltige und geistesmächtige Persönlichkeit des Reformators, die für ihn zum Ziel- und Wegweiser geworden war. Aus allen seinen eigenen Reformationsschriften der folgenden Jahre spürt man es, wie ihm dieser Mann an's Herz gewachsen, wie er ihm lieb und vertraut war. Dieser besaß was der Zeit mangelte: die innere Einheit. Jene ein kunstvoll zusammengefügtes Mosaikbild, er, wie ein Erzbild, aus vielen Metallen in Eins verschmolzen. Jene von einem widerspruchsvollen, problematischen Charakter, in ihm, in der reichen Fülle seiner Gaben, eine von genialer Mächtigkeit, eine, welche die andern alle beherrschte und seinem ganzen Leben eine gerade Bahn wies: die religiöse Begeisterung. Sein tapferer Glaubensmut und die verzehrende Glut seines Eifers erregten die Bewunderung des schlichten Handwerkers; seine Demut, sein

lauterer Sinn, seine fröhliche Laune, und die Herzlichkeit seiner Rede rückten seine gewaltige Gestalt ihm auch menschlich und gemütlich nahe. Er war in Luthers Schriften belesen wie Einer, und auch auf ihn übten sie jenen sieghaften Zauber aus, der ihnen allenthalben die Herzen wie im Fluge eroberte. Sie mußten ihn schon durch ihre sprachlichen Reize in ihren Bann zwingen und den Poeten in ihm mit einer wahren Künstlerfreude erfüllen. Denn mit einer solchen Energie des Stils, mit einer solchen Fülle bildlicher Ausdrücke und schlagender Vergleiche, mit einer solchen Kraft und Herzlichkeit des Tons endlich war noch nie zuvor zum Volke gesprochen worden. Und wie vertraut mußte den Nürnberger Schwankdichter der derbe, kraftstrotzende Humor des Mönchs anmuten, mit welchem dieser seine Gegner neckte und ärgerte! Aber zunächst und vor Allem war es doch die in diesen Schriften waltende Glaubensfreudigkeit und religiöse Innigkeit, die ihn packte und erschütterte. An ihnen erhob er sich, an ihnen reifte und erstarkte er. Mit Luthers Schriften in der Hand schlug er sich durch alles Zagen und durch alle Zweifel hindurch; sie halfen seinem Glauben zu immer fortschreitender Verinnerlichung und Vertiefung.

Ganz in der Stille vollzog sich dieser Prozeß, aus dem er als ein überzeugter Anhänger der neuen Lehre hervorging.[1]) Auch er war nun ein ‚Ketzer‘ geworden und der alten Kirche verloren. Alles Schwanken war jetzt vorüber, er fühlte nun wieder festen Boden unter den Füßen, und damit kam auch die alte Freudigkeit und Schaffenslust wieder über ihn. Immer fester, sicherer und innerlicher war sein eigenes Glaubensleben geworden, immer klarer sein Blick für alle Erscheinungen der neuen Bewegung, immer sicherer und abgeklärter sein Urteil. Und nun drängte es ihn auch, laut und öffentlich ein evangelisches Bekenntnis abzulegen und tapfer für den geächteten Mönch zu zeugen, der auch ihn aus dem „babylonischen Ge-

[1]) Ein spruchfähiges Urteil in Glaubenssachen — so bemerkt J. Janssen, Gesch. des deutschen Volkes VI. 206 — habe zwar der Nürnberger Schuster nicht beanspruchen können. ‚Aber', so fährt er wörtlich fort, ‚Niemand wird bestreiten wollen, daß Hans Sachs sich aus voller Ueberzeugung der lutherischen Lehre anschloß'.

fängnis“ erlöst hatte. So schrieb er denn 1523 — sechs Jahre nach Luthers erstem öffentlichen Auftreten und zwei Jahre nach dem Reichstage zu Worms — sein Gedicht von der „Wittenbergischen Nachtigall“ [1]), in dem er mit innerem Jubel die neue Lehre und ihren Herold begrüßte und zugleich in schlichten Worten sein eigenes Glaubensbekenntnis aussprach. In hellem Ton kündet er den Aufgang des Tages:

> Wach auff, es nahent gen dem tag!
> ich hör singen im grünen hag
> ein wunigkliche nachtigall,
> ir stim durchklinget berg und thal.
> Die nacht neigt sich gen occident,
> der tag geht auff von orient,
> die rotprünstige morgenröt
> her durch die trüben wolken göt . . .

Der Mond verbirgt sich, der jetzt bleich geworden und doch vordem die ganze Herde mit seinem falschen Glanze derart geblendet, daß sie ihren Hirten und die Weide verlassen hatte. Die Schafe waren in die Wildnis geraten, wo sie des Löwen Stimme immer tiefer in die Irre lockte. Statt der ‘süßen Weide‘ waren nun ‘Unkraut, Disteln und Dornen‘ ihre Nahrung. Sie verstrickten sich in die verborgenen Schlingen des Löwen, reißende Wölfe fielen über sie her und im Gras lauerten die Schlangen. Weit und umständlich führt der Dichter dieses Bild des Weiteren aus und giebt dann gleich selbst die Deutung dieser Allegorie, bei der es freilich ohne mancherlei Gewaltsamkeiten nicht abgeht. ‚Die Wittenbergische Nachtigall die man jetzt höret überall‘ ist natürlich Luther, die Nacht die Verfinsterung des Glaubens, die Morgenröte das Gesetz und die Propheten, der Glanz des Tages das von Luther neu verkündete Evangelium [2]). Der Mond, der

---

[1]) Keller, VI. S. 368—386. Vergl. auch Fr. Schultheiß, Hans Sachs in seinem Verhältnisse zur Reformation. München 1879. (Leipziger Dissert.) S. 7 ff. Einen Abdruck der ersten Ausgabe mit der Vorrede gab K. Pfaff, Denkmal Martin Luthers, Heidelberg 1817. S. 265—285. Einen modernisierten Neudruck veranstaltete Karl Siegen, Jena 1883.

[2]) ‚Also hant uns die wölff und schlangen | biß in das vierthalbhundert jar | Behalten in ir hut fürwar | Und mit des bapst gewalt umbtriben, | Biß Doctor Martin hat geschriben | Wider der geistlichen miß-

'mit seinem falschen glinster' die Herde blendete, ist die Menschenlehre der Sophisten, der Löwe in der Wüste ist der Papst, die Stricke sind seine Dekretalen, die Wölfe und die Schlangen seine Diener und Helfershelfer. Und nun hält der Dichter diesem ‚listigen' Löwen und seinen Kreaturen mit einem wahren Ingrimm ihr langes Sündenregister vor. Zornig eifert er gegen Alles das, was die Römischen unter Gottesdienst begreifen: gegen Pfaffentum und Gebetplärren, gegen Kasteien und Fasten, gegen Beichte und Ablaß und gegen alles übrige eitle Gedicht und Menschenfund. Er eifert gegen die Schamlosigkeit und Unzucht der Klerisei, gegen ihr Gelderpressen bei den geistlichen Handlungen, gegen das Aussaugen des Volkes durch Zehnten und Bettelei, gegen die Ablaßbullkisten und ähnliche Schalksstricke: Alles das sind die Wölfe, welche die Schafe ‚scheren, melken, schinden und fressen'. Er eifert endlich gegen die faulen Haufen der Mönche und Nonnen, die ihre guten Werke um Geld verkaufen: Das sind die Schlangen, welche die Schafe aussaugen ‚on unterlaß durch all gelid bis auf das mark'.

Doch nicht in dieser Polemik gegen Rom liegt der Schwerpunkt des Gedichts, sondern in dem Bekenntnis zu der neuen Lehre, die Luther an das Licht gebracht. Schlicht und einfältig spricht der Dichter diesen seinen neuen Glauben aus, so wie sich derselbe in ihm geklärt und gefestigt hat. Er verweist auf einige Schriftworte im Johannes-Evangelium und fährt dann fort:

> So nun der mensch solch tröstlich wort
> von Jesu Christo sagen hort
> und das gelaubt und darauff baut
> und den Worten von hertzen traut,
> die im Christus hat zugesagt,
> und sich on zweifel darauff wagt —
> der selb mensch neu geboren heist
> auß dem feuer und heiling geist
> und wirt von allen sünden rein;
> lebt in dem wort Gottes allein,
> von dem in auch nit reißen künde
> weder hel, teuffel, tot noch sünde.

brauch | Und widerumb auffdecket auch | Das wort Gottes, die heilig schrifft | Er mündtlich und schrifftlich außrifft | In vier jaren bey hundert stucken | In teutscher sprach und last sie drucken'.

Wer also im Geiste erneut ist, der dient Gott im Geist und in der Wahrheit, wozu vor Allem ein herzliches, kindliches Vertrauen zu dem gnädigen Gotte gehört, ein Vertrauen, das da gewiß ist, daß auch Trübsal, Angst, Leid und Not nur dem Menschen zum besten dienen. Der rechte Glaube aber bewährt sich in der Liebe zum Nächsten; er übt sich in Werken der Barmherzigkeit, thut jedermann herzlich alles Gute aus freier Liebe, ohne eigenen Nutzen dabei zu suchen, mit Rat und mit That, mit Lehren, mit Strafen und mit Vergeben. Das allein sind die wahren, christlichen guten Werke. Und damit in diesem Punkte über den Gegensatz der evangelischen Lehre zur römischen Werkheiligkeit auch nicht der mindeste Zweifel bleibe, fügt er noch ausdrücklich hinzu:

Hie muß man aber fleißig merke(n)
das sie zur seligkeit nit din.
Die seligkeit hat man vorhin
durch den gelauben in Christum.
Dis ist die ler kurz in der sum,
die Luther hat an tag gebracht.

Der poetische Wert des etwas langatmig geratenen Gedichts — es zählt nicht weniger als 700 Verse — ist nicht eben hoch anzuschlagen: einzig in der einleitenden Schilderung des anbrechenden Tages, des vor dem Sonnenglanze erbleichenden Mondes und des Gebahrens der von dem hellen Schein geblendeten lichtscheuen Tiere — einzig hier erhebt es sich zu höherem Schwunge und bekundet wirklich dichterische Anschauung und Gestaltungskraft. Wo jedoch Hans Sachs im weiteren Verlaufe in breitspurigem Allegorisieren sich gütlich thut, da versagt diese Kraft; da gerät er nur zu rasch in einen dürren Schematismus, wobei zugleich die ganze Unbeholfenheit seiner Technik besonders scharf in die Augen springt. Allerdings klingt auch durch all das Schnörkel- und Arabeskenwerk sein ehrlicher, warmblütiger Zorn hindurch, aber das ganze Bild ist doch zu verzwickt und verkünstelt, als daß eine reine poetische Wirkung möglich ist. Erst in seinem eigenen Bekenntnis findet er auch seine eigene kunstlose Sprache wieder und hier ist wieder Alles schlicht und warm, treuherzig und eindringlich. Wohl aber sind jene polemischen Partien sachlich überaus interessant und ein beredtes Zeugnis

dafür, wie intim unser Schuhmacher auch mit den theologischen Streitigkeiten jener Tage vertraut ist. Allenthalben spürt man seine reiche Belesenheit, der kaum eine der wichtigeren Streit- und Flugschriften von hüben und drüben entgangen ist und ebenso seine seltene Kenntnis aller römischen Institutionen und Praktiken, die für einen Laien immerhin überraschend ist. Dagegen schiebt er, wo er von der evangelischen Lehre Zeugnis giebt, alles dogmatische Beiwerk völlig bei Seite. Hier ist ihm nur noch die Bibel Richtschnur und Wegzeiger; aus ihr formuliert er sich das reine Evangelium einfältig und demütig, so gut wie er's begreifen kann, ohne alles spitzfindige Grübeln und mehr mit dem Herzen als mit dem Kopfe. Hier spricht nur der fromme Laie, dem in den zwei Stücken: liebe Gott und liebe deinen Nächsten, sein ganzer Christenglaube beschlossen ist.

Das Gedicht ist datiert vom 8. Juli 1523 und in der etwas ungefügen prosaischen Vorrede zur ersten Ausgabe „allen Liebhabern evangelischer Wahrheit" zugeeignet, dem gemeinen, unwissenden Manne zur Belehrung, den Anhängern der Lehre Luthers zur Bekräftigung, den Verächtern des Wortes Gottes zur ernsten Prüfung.[1]) Es war rasch weit über das Weichbild der Stadt hinaus in mehrfachen Auflagen und Nachdrucken (Zwickau und Eilenburg) verbreitet und erregte bei den Römischen ebenso viel Anstoß und Aergernis, wie bei den Lutherischen Freude und

[1]) Diese Stelle der Vorrede ist inhaltlich und sprachlich so interessant, daß sie hier im Wortlaut folgen mag: ‚Nun von disen angezaygten stucken allen, will ich in ainer summ, ain kurtze erklerung thon, dem gemaynen man (solcher handlung vnwissent) zu vnderweysen vnd leeren, darauß er müg erkennen die götlich warhait, vnd dargegen die menschlichen lugen, darinn wir gewandert haben. Zum andern den, so die götlich warhait vorerkant haben, die zu ermanen, der gütige genad gottes, der vns so reychlichen mitgetaylt hatt, die offenbarung des hayligen Euangeliums, in disen letsten geferlichen zeyten, auff das sy jm herzlich danckſagen. Zum dritten, den, die solches wort gotes nit annemen, sonder verachten, vnd zum tayl verfolgen, ob sy der barmhertzig got auch erleüchtet, das sy annemen dz trostlich Euangelium vnd abliessen von dem falschen vertrawen, zu erlangen die säligkait, mit jren selb erdichten wercken, in wölchen got kain gefallen hat, vnd liessen die eer der säligmachung allain Christo vnserm herren, wölches von gott vns geben ist, zür weyßheit vnd zür gerechtigkait, vn zür hailigung, vnd erlößung.‘

Begeisterung. Hier war das Bekenntnis eines schlichten Handwerkers, an dessen gründlicher Beschlagenheit in der Schrift und an dessen genauer Kenntnis der reformatorischen Litteratur die Römischen es gleichsam mit Händen greifen konnten, wie kräftig die neue Bewegung bereits ihre Wurzeln getrieben, und wie durch dieselbe die Volksseele in ihren tiefsten Tiefen erregt war. Hier war das Bekenntnis eines Laien, der vor wenigen Jahren noch gläubig zu Maria, der „Himmelkaiserin“ gebetet und der heiligen Katharina in einem Liede gehuldigt hatte, und der nun allein auf Christi Blut und Gerechtigkeit sein Seelenheil gründete; das Bekenntnis eines Unzünftigen und Ungelehrten, der, ungeschreckt durch die Autorität der Weihen, kraft des allgemeinen Priestertums auch für sich das Recht des Protestierens beanspruchte und dem ganzen 'Hofgesinde des Antichrists' tapfer zu Leibe ging. Aber auch für die neue Lehre selbst war dieses Zeugnis von besonderem Wert, und der wackere, bibelfeste Schuhmacher mußte den Anhängern Luthers als Bundesgenosse in ganz besonderem Maße willkommen sein. Denn seine bilderreiche und drastische Darstellung des ‚von Luther an den Tag gebrachten‘ Evangeliums konnte in weit breitere Schichten dringen als die Predigt auf der Kanzel; sie packte den kleinen Mann durch ihre Frische und Anschaulichkeit und den Reiz der gebundenen Rede, für den gerade in Nürnberg, auf dem klassischen Boden des Meistergesangs, das Ohr ganz besonders empfänglich war. Zudem hatte das Grundthema des Gedichts, das glücklich erfundene Bild von der den Tagesanbruch verkündenden Nachtigall, durch seine lebendige Anschaulichkeit alle Anwartschaft darauf, recht eigentlich populär zu werden, und namentlich hatte Hans Sachs mit jener Bezeichnung für Luther selbst thatsächlich ein geflügeltes Wort geschaffen, das in Rede und Schrift vielfältig wiederklang. So finden wir u. a. die ‚Wittenbergische Nachtigall‘ alsbald in einer zweiten Flugschrift [1]) wieder, in der ein anderer Nürnberger, der

[1]) Triumphus veritatis. Sick der warheyt. Mit dem schwert des geysts durch die Wittenbergüsche Nachtigall erobert. Abgedr. bei O. Schade, Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit. II² Hannover 1863. S. 196—251. Nach Schade fällt die Abfassungszeit dieses Gedichts in den

sich ‚Freiermut‘ nannte, den ‚Sieg der Wahrheit mit dem Schwert des Geistes durch die Wittenbergische Nachtigall erobert‘, in einem weitschweifigen Gedichte feierte, in welchem auch sonst mancherlei Anklänge an das Lied des Hans Sachs unverkennbar sind. Denn auch hier wird geschildert, wie die Wahrheit verborgen gewesen und finstere Nacht über der Erde gelagert habe, so lange wir durch den Antichrist mit „falscher lügenhafter Lehre“ betrogen waren.

> Biß du uns hast in teutsche lant
> Din boten Martin Luther gsant,
> Der durch dein evangelion
> (Welchs du durch in uns kund hast gthon)
> Erlöset hat von seinem gwalt
> Und uns dir wider zugestalt.

Und auch in einem zweiten Gedicht [1]) noch zog Hans Sachs im gleichen Jahre die Summe seines neuen Glaubens und zwar hier ohne jede polemische Beimischung. In zwölf kurzen Sätzen schildert er hier ebenso viele Eigenschaften und Kennzeichen eines rechten Christen, denen er dann, gleichfalls in der Zwölfzahl, die Merkmale der Gottlosen gegenüberstellt. Natürlich treibt er auch hier wieder das beliebte allegorische Spiel, indem jede einzelne Eigenschaft an je einem Vogel demonstriert wird: wie der Adler in die Sonne sieht, so soll der Christ in das Licht schauen, das ihm im Worte Gottes erstrahlt; wie die Nachtigall dem Tage entgegensingt, so soll auch der Christ nicht schweigen, sondern Christum, das ewige Licht, verkündigen ꝛc. Aber auch hier das gleiche echt evangelische Bekenntnis wie in seiner ‚Wittenbergischen Nachtigall‘. Das Wort Gottes steht an der Spitze, das freudige Bekenntnis zu Christo als dem einzigen Mittler und Erlöser bildet den Beschluß. Und was dazwischen liegt, ist wieder nur der Ausdruck seines nüchternen und praktischen Christenthums: ein rechter Christ hat ein warmes Herz für die Armen und

---

Winter 1524 auf 1525. Der Verfasser nennt sich Hans Heinrich Freiermut, ‚geborn bei Nürmberg uf dem sant, wonhaft bei Zürch im Schwitzer land.‘

[1]) ‚Der zwölff reynen vögel eygenschafft, zu den ein Christ vergleichet wirdt‘, bei Keller I, S. 377—379. Die Datierung schwankt zwischen 1523 und 1524.

bethätigt seinen Glauben in Werken der Liebe und Barmherzigkeit.

Mit diesen Dichtungen hatte Hans Sachs die Brücke hinter sich abgebrochen. Er hatte sich damit den litterarischen Zeugen der Reformation beigesellt, und es beirrte ihn wenig, daß ihm nun die Römischen bald spöttisch, bald drohend, das „Schuster, bleib' bei deinem Leisten“ zuriefen. Er stand fortan tapfer und schlagfertig seinen Mann, und schon im nächsten Jahre finden wir ihn abermals auf dem Kampfplatze.

Zweites Kapitel.

Die vier Dialoge.

Chorherr: Lieber, was halt ir vom Luther?

Schuster: Ich halt in für ein christlichen lerer, welcher (ich acht) seint der apostel zeit nie gewest ist.

Hans Sachs.

„In diesem Jahre“, so heißt es in einer Nürnberger Chronik beim Jahre 1524, „hat man dem Papste Urlaub gegeben“. Als eine der ersten unter den deutschen Städten war diese Stadt der neuen Lehre gewonnen worden; jetzt, in diesem Jahre wurde auf ihrem Boden der Sieg des reformatorischen Gedankens endgültig entschieden. Das Wormser Edikt hatte hier wie überall die Gemüter aufs Tiefste bewegt, und durch die seitdem immer wachsende Begeisterung für Luther waren auch die Schwankenden mit fortgerissen worden. Die Ausführung jenes Edikts war durch die für Nürnberg günstigen Reichstagsabschiede von 1523 und 1524, deren erster ein Konzil auf deutschem Boden forderte und bis dahin das „rechte, reine, lautere Evangelium gütig, sanftmütig und christlich“ zu lehren befahl, zunächst hintangehalten; sie bedeuteten eine Art Waffenstillstand, durch den wenigstens vorläufig für die Weiterentwicklung des reformatorischen Werkes freier Spielraum gewonnen war. Schon predigte Osiander in Sankt Lorenz, Schleupner in Sankt Sebald, Thomas Venatorius im neuen Spital das von Luther verkündigte Evangelium, und im Rat standen die beiden Losunger Hieronymus Ebner und Kaspar Nützel mit dem Ratsschreiber Lazarus Spengler — der eben in diesem Jahre sein Kirchenlied: „Durch Adams Fall ist ganz verderbt“ dichtete — treu und unentwegt zu dem geächteten Mönche. Mit gutem Grunde konnte jetzt Osiander

frohlockend ausrufen: „Wir schwankten zwischen dem Worte Gottes und den Lügen der Menschen ... Jetzt aber ist .. nicht blos Hoffnung und Blüte, sondern auch schon die reife Frucht offenbar geworden“.[1]) Jetzt fanden die Bettelmönche, wo sie anpochten, meist verschlossene Thüren, die Pfarrer sahen sich des Zehnten beraubt, überall in Stadt und Land erblickte man Mönche und Nonnen, welche dem Zwange der Klosterregeln entflohen waren. Aber während so die Klöster immer leerer wurden, vermochten die Kirchen, von deren Kanzeln das Evangelium gepredigt wurde, die herzuströmende Menge kaum noch zu fassen. Schon fand in den Gottesdienst die deutsche Sprache mehr und mehr Eingang. Man begann die Ueberfülle des liturgischen Beiwerks, welche die Andacht erstickte, zu beschneiden, die Predigt mehr und mehr in den Mittelpunkt zu stellen. In der marianischen Antiphonie „Salve regina“ wurde an Mariens Stelle Christus eingesetzt; der Kanon der Messe wurde weggelassen; die Heiligentage, die Jahrestage der Verstorbenen und die Seelenmessen kamen in Wegfall. In der Karwoche reichte der Augustinerprior Volprecht unter großem Zulauf des Volkes das Abendmahl in beiderlei Gestalt, und sein Beispiel fand rasch am neuen Spital und an den beiden Pfarrkirchen Nachahmung. Angeregt durch Luthers Aufruf an die Ratsherren aller Städte deutschen Landes beschloß der Rat — ebenfalls in diesem Jahre — die Errichtung eines Gymnasiums, als dessen Leiter er keinen Geringeren als Melanchthon zu gewinnen hoffte. Kein Wunder, daß der päpstliche Legat Lorenz Campeggi, welcher im März 1524 in Nürnberg eingezogen war, über die in der Stadt herrschenden Zustände geradezu entsetzt war und aus seinen Sorgen und Befürchtungen kein Hehl machte. In einem Gespräch mit seinem ehemaligen Schuler Christoph Scheurl wehklagte er, daß, da alle Welt meine, nur durch Glauben allein selig werden zu können, Niemand mehr Beichte und Messe achte und der Kirchenbesuch abnehme; daß an den Fasttagen man wohl in vier- bis fünfhundert Häusern Fleisch esse, und die Prediger den Papst öffentlich beleidigten. Und gerade so wie vor etlichen Jahren (8. Febr. 1521) der Nuntius

---

[1]) W. Möller, Andreas Osiander. Elberfeld 1870. S. 17.

Aleander[1]) aus Worms berichtet hatte, daß es dort täglich lutherische Schriften in deutscher und lateinischer Sprache regne und gar nichts anderes mehr verkauft werde als Schriften Luthers, klagte nun Campeggi über Nürnberg, daß auch hier alle Buchläden voll seien von lutherischen Büchlein, während ein papistisches, nach welchem er hatte fragen lassen, nirgends zu haben war. Daß hier unter den Augen der Reichsversammlung und der päpstlichen Legaten die Dinge so sich entwickeln konnten, beweist am augenfälligsten die Mächtigkeit und Unaufhaltsamkeit der Bewegung, und beweist vor Allem, wie hier die Wortführer der neuen Lehre von der frischen Begeisterung der Volksmassen sich getragen fühlten und wie gerade in diesen breiten Schichten des Bürgertums die Herzen dem Reformator entgegenschlugen.[2])

Zu jenen „lutherischen Büchlein", welche den hellen Zorn des päpstlichen Legaten herausforderten, gesellten sich nun, im Jahre 1524, vier neue Flugschriften[3]) aus der Feder des Mannes, welcher im Jahre zuvor durch sein Lied von der Wittenberger Nachtigall frei und öffentlich zu der neuen Lehre sich bekannt hatte und der seitdem von den Römischen mit dem Spottnamen des „tollen" oder des „verfluchten" Schusters belegt war. Nach des Dichters eigener, am Neujahrstage 1567 aufgestellten „Inventur" [4]) seiner Bücher waren es ursprünglich sieben Dialoge gewesen, von denen jedoch nur vier in Einzeldrucken erhalten sind. Auch werden die anderen drei schwerlich je gedruckt worden sein, da sonst ihr langes Verschollensein nicht recht zu erklären ist.[5])

---

[1]) P. Kalkoff, Die Depeschen des Nuntius Aleander. Halle 1886. S. 44.

[2]) Vgl. Fr. Roth, Die Einführung der Reformation in Nürnberg. Würzburg, 1885. S. 142 ff.

[3]) Vier Dialoge von Hans Sachs. Herausgegeben von Reinhold Köhler. Weimar, 1858. Die Einzelausgaben verzeichnet E. Weller, Der Volksdichter Hans Sachs. Nürnberg, 1868. S. 18—23.

[4]) Er gedenkt hier der Dialoge mit folgenden Worten: „auch fand ich in mein büchern gschriben | artlicher dialogos siben, | doch ungereimet in der pros, | ganz deutlich, frei on alle glos".

[5]) Von einem weiteren, 1882 durch E. Goetze mitgeteilten Dialog, der gleichfalls die religiösen Zustände Deutschlands behandelt, wird später die Rede sein.

Schlag auf Schlag folgten einander jene vier, je mit einem Holzschnitt geschmückten und mit dem Autornamen „Hans Sachs" oder auch „Hans Sachs, Schuster" gezeichneten, in Prosa geschriebenen Gespräche, denen in der Unzahl der allerwärts emporwuchernden zeitgenössischen Flugschriften, Sendschreiben, Pasquille und Dialoge eine ebenso eigentümliche wie bedeutsame Stellung zukommt. Denn eigentümlich und bedeutsam sind diese Reformationsschriften des Nürnberger Schuhmachers sowohl durch die Persönlichkeit ihres Verfassers, wie durch ihre Form und ihren Inhalt; bedeutsam vor Allem auch als ein köstliches Zeugnis für die Stimmung des ehrbaren Mittelstandes, soweit dieser in seinem religiösen und sittlichen Empfinden mit Luther sich eins wußte; eigentümlich durch die Milde der Gesinnung und den von der fast allgemein gang und gäben Rohheit der derzeitigen Polemik so wohlthuend abstechenden vornehmen und besonnenen Ton; eigentümlich nicht zuletzt auch durch die unbefangene Stellung den lutherischen Glaubensgenossen gegenüber, denen der schlichte Handwerksmann in diesen Gesprächen einen sittlichen Wegweiser aufrichtet und mit deren Leben und Wandel er brüderlich aber ohne Scheu ins Gericht geht. Durch ihre treuherzige Einfalt und Herzensgüte üben diese Blätter auch heute noch einen unwiderstehlichen Reiz aus und machen auch dem heutigen Leser das Herz warm und weit. Aber man ahnt zugleich auch angesichts dieser tiefen und lichten Gedanken, angesichts dieser Fülle und schlagenden Einfachheit der Bilder, berührt von der Herzlichkeit der Rede und von dem frischen Odem einer gesunden evangelischen Gesinnung, wie diese Blätter vollends auf die Zeitgenossen wirken mußten und was gerade in Nürnberg für das Werk Luthers die Bundesgenossenschaft dieses Mannes bedeutete. Denn hier war das schlichte, einfältige, warme und eindringliche Wort eines Mannes, den man kannte und von dem man wußte, daß sein Leben im Einklang stand mit dem, was seine Lippen verkündigten.

Die erste dieser Flugschriften ist betitelt: Disputation zwischen einem Chorherren und Schuhmacher, darin das Wort Gottes vnnd ein recht Christlich wesen verfochten würdt, und trägt als Motto das Wort aus dem Evangelium

Lucae: „Ich sage euch, wo dise schweygen, so werden die stein schreyen". Der Schuhmacher — worunter hier wie im Folgenden immer Meister Hans selbst zu verstehen ist — kommt zum Chorherrn, um diesem ein Paar Pantoffeln abzuliefern, und gerät bei diesem Anlaß mit seinem Auftraggeber alsbald in ein theologisches Gespräch, indem er, anknüpfend an eine Bemerkung des Chorherrn über sein Sommerhaus und das Singen der Nachtigallen, keck auf die Wittenbergische Nachtigall anspielt. „Ei, der teufel hol den Schuster mit sampt seiner nachtigal" fährt der geistliche Herr auf. Und er fügt hinzu: möge auch der Luther immerhin den allerheiligsten Vater, den Papst, die heiligen Väter und uns würdige Herren schmähen, was aber geht unser Wesen den „tollen" Schuster an? Doch der Meister bleibt ihm die Antwort nicht schuldig. Es stehe geschrieben: „so du deines feindes esel under dem last sihest ligen, nit laß in, sonder hilf im. solt dann ein getaufter christ seinem bruder nit helfen, so er in sech ligen in der beschwerd seiner gewißen?" Wohl, erwidert jener, es stehe aber auch geschrieben im Evangelium Matthaei am siebenten: Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet. Aber so machten es die Lutherischen: solche Sprüche, welche wider sie seien, nähmen sie nicht zu Herzen oder ignorierten sie. Darauf der Schuster: Strafen und Richten ist zweierlei. Wir unterstehn uns nicht zu richten, welches allein Gott zugehört. — Aber es steht auch geschrieben: du sollst den Obern nicht schmähen in deinem Volke. — Wer ist denn der Oberste im Volke, wenn nicht der Kaiser und die Fürsten und die weltliche Obrigkeit? — Nicht also, sondern der Papst ist der vicarius Christi, danach die Kardinäle und Bischöfe mitsamt dem ganzen geistlichen Stande. Sie bedeuten die Sonne, und die weltliche Gewalt bedeutet den Mond, deshalb ist der Papst viel mächtiger denn der Kaiser, welcher ihm seine Füße küssen muß. — Ei, ist der Papst ein so gewaltiger Herr, so ist er gewißlich kein Statthalter Christi, denn Christus spricht bei Johannes am achtzehnten: Mein Reich ist nicht von dieser Welt, und er floh, da man ihn zum Könige machen wollte. Auch sprach er zu seinen Jüngern, Luc. 22: Die weltlichen Könige herrschen und die Gewaltigen heißt man gnädige Herren, ihr aber nicht also. Der Größte unter

euch soll sein wie der Jüngste und der Fürnehmste wie der Diener. Deshalb seid ihr, der Papst und ihr Geistlichen, nur Diener der christlichen Gemeinde, wo ihr anders aus Gott seid. Und als der Chorherr wiederholt, der Papst sei kein Sünder, sondern der Allerheiligste, da verweist ihn Meister Hans auf das Schriftwort: wer da sagt, er sei ohne Sünde, der ist ein Lügner, und deshalb könne auch der Papst nur ein Sünder oder ein Lügner, nimmermehr aber der Allerheiligste sein.

Und nun kommt das Gespräch nach mancherlei Hin und Her auf den springenden Punkt zurück: das Recht der Laien in der Kirche und ihr Recht auf die Bibel. Denn der in die Enge getriebene Chorherr sucht aufs Neue damit auszuweichen, daß er wohl den Gelehrten ein gewisses Recht der Kritik einräumt, ein solches Recht aber, trotz dem drastischen Einwurf des Schusters, daß doch ein Esel den Propheten Bileam gestraft habe, den Laien schlechtweg abstreitet. Nun wolle gar ein Schuhmacher ein solches Recht sich anmaßen! Einem solchen „zimpt mit leder und schwerz umbzugen und nicht mit der heiligen schrift“. Aber der bibelfeste Meister läßt sich nicht verblüffen. Er weist seinen geistlichen Gegner hin auf das Wort Christi: „durchsucht die Schrift, die giebt Zeugnis von mir“; auf das Wort des Psalmisten: „Selig ist der Mann, der sich Tag und Nacht übet im Gesetz des Herrn“; auf Petrus: „Seid allezeit erbötig zur Verantwortung gegen jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in euch ist“; auf Paulus, der die Epheser lehre zu fechten wider den Anlauf des Teufels mit dem Worte Gottes, welches er ein Schwert nenne, bis ihn der Geistliche ärgerlich unterbricht: „Pi pu pa, wie seint ir lutherischen so nasweis, ir hört das gras wachsen. Wenn euer ein spruch oder zwen weißt aus dem evangelio, so vexiert ir iederman mit“. Zugleich glaubt er einen besonderen Trumpf auszuspielen, indem auch er ein Schriftwort ins Feld führt: „ein jeglicher wie ihn der Herr berufen hat, so wandel' er“. Wohl kenne er den Spruch, entgegnet der Meister, aber darin sei doch nur vom äußerlichen Stand und Handlung die Rede, von Knechten und Freien, nicht aber vom Worte Gottes. Und nun weist er schlagfertig und eindringlich, gestützt auf gründliche Belesenheit in der Bibel, immer aufs Neue das gute Recht der

Laien nach, in der heiligen Schrift zu forschen, und wie der heilige Geist weder an Gelehrsamkeit noch an Weihen gebunden sei. Auf die spöttische Einrede des Chorherrn, daß er keinen heiligen Geist in sich verspüre, fährt er zornig auf, daß, wenn sie den Geist Gottes nicht hätten, die Geistlichen lieber die Geistlosen heißen sollten, und als jener dann fortfährt, über den ‚armen heiligen Geist der Lutherischen' zu witzeln, der allem Anscheine nach Tag und Nacht schlafe, da man nichts von ihm spüre, da hält er ihm den Spruch Matth. 7 Vers 6 entgegen: ‚ir solt euer heiltumb nit den hunden geben, noch die perlein für die schwein werfen, auf daß sie dieselbigen nit mit füßen zutreten'. Ob er sich solch' grober Worte nicht schäme, erwidert der Geistliche, doch der Schuster zuckt gelassen die Achseln: ‚Ei lieber Herr, zörnt nit, es ist die heilig schrift'. — ‚Ja, ja, ja, ir lutherischen sagt vil vom wort gottes und wert doch nur ie lenger ie erger, ich spür an keinem kein besserung'.

Damit wendet sich das Gespräch zwanglos den äußeren guten Werken zu, denen gegenüber Meister Hans nachdrücklich auf das Anbeten im Geist und in der Wahrheit hinweist, so wie es Martin Luther in seinem Büchlein von der christlichen Freiheit beschrieben habe. Den Chorherrn bringt natürlich diese Berufung auf den Ketzer nur aufs Neue in Harnisch: ‚Ich wolt, daß der Luther mit sampt sein büchern verprent wurd, ich hab ir nie keins gelesen, und wil ir noch keins lesen'. Der spöttischen Entgegnung des Schuhmachers aber: ‚Ei was urteilt ir dann?' weicht er mit der Gegenfrage aus: Wie, daß ihr den lieben Heiligen auch nimmer dienet? — Christus spricht: Du sollst Gott deinen Herrn anbeten und ihm allein dienen. — Wir müssen doch aber Fürsprecher haben bei Gott? — Wir haben nur einen Fürsprecher bei Gott: Jesum Christum. — Ja, Lieber ja, Not bricht Eisen. Wenn euch eine Hand entzwei wäre, so würdet ihr bald St. Wolfgang anrufen. — Christus spricht: Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Wo wollt ihr denn bessere Hülfe suchen? — Aber daß ihr nicht fastet, lehrt euch das auch der lutherische Geist? — Fasten ist uns von Gott nicht geboten, sondern frei gelassen. Christus spricht nicht: ‚ihr sollt oder müßt fasten', wie unsere

Stiefväter zu Rom thun. — Ihr fastet aber gar nimmer. — Nun ich meine, erwidert Hans, das rechte Fasten ist bei den Handwerksleuten, ob sie gleich am Tage vier mal essen, mehr zu finden, als bei allen Mönchen, Nonnen und Pfaffen im ganzen Lande. — Das Fasten ist noch das wenigste, ihr Lutherischen freßt aber Fleisch dazu am Freitag, daß euch's der Teufel gesegne! — Fleisch essen ist von Gott auch nicht verboten, deshalb kann es auch keine Sünde sein. — Man soll aber gute alte Gewohnheit, die schon drei oder vierhundert Jahre gewährt, nicht verachten. — Christus spricht Johannes am vierzehnten: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Er spricht aber nicht: ich bin die Gewohnheit.

In ähnlicher Weise wird das Thema von der Beichte abgehandelt, worauf sich das Gespräch zuletzt den Konzilien zuwendet. Einen zwiefachen Schaden haben diese nach des Schusters Meinung angerichtet, und zwar zunächst durch die Gebote ohne Maß und Zahl, von denen die meisten in der Schrift nicht gegründet seien. Man habe durch solche Gebote der Menschen Gewissen verstrickt, so daß dieselben den wahren Geboten Gottes gleich geachtet und dadurch diese letzteren bei den Menschen verächtlich gemacht wurden. ‚Fleisch eßen am freitag hat man für größer sünd geacht dann ebrechen, und so ein pfaff ein recht eweib het gehabt, hat man größer sünd gehalten dann so er ein huren oder zwo het'.[1]) Zum andern hat man viel neuen Gottesdienst angerichtet und gute Werke genannt, damit zumeist Mönche, Nonnen und Pfaffen umgehen und ist doch das alles eitel äußerliches Larvenwerk, davon Gott nichts geheißen hat. — Was sind denn rechte christliche gute Werke? — Ein recht Christgläubiger, welcher wiedergeboren ist aus dem Wasser und Geist, dient Gott allein im Geist und in der Wahrheit und seinem Nächsten mit den Werken der Liebe. Das ist die Summe eines christlichen

---

[1]) Ebenso Lazarus Spengler in seiner ‚Schutzred und christliche Antwort' (1519): ‚Haben uns nit dieselben unsere Prediger so viel Kirchengesetz fürgelegt, daß sie damit die Gebot Christi ganz zurückgeworfen haben, ist nit der, der an einem Freitag durch Verbot des Kirchengesetz Fleisch gegessen, für sträflicher dann ein Gotteslästerer oder Ehebrecher, die Gott verwirft, geachtet . . .'.

Wesens. Wohl kennten auch die Lutherischen gute Werke, aber nicht um den Himmel damit zu verdienen, welchen uns Christus verdient hat, auch nicht aus Furcht vor der Hölle, von der uns Christus erlöst hat, sondern aus göttlicher Liebe, Gott zur Danksagung und dem Nächsten zum Frommen. Und als nun der Chorherr beginnt, aufs Neue wider den Ketzer Luther loszupoltern und drohend ausruft: hilft süß nicht, so muß sauer helfen, denn die Ketzerei hat so überhand genommen, daß es hohe Zeit ist drein zu schlagen, da ist des Schuhmachers letztes Wort: Ist die Lehre aus den Menschen, so wird sie ohne allen Schwertschlag fallen, ist sie aber von Gott, so könnt ihr sie nicht dämpfen.

Dem Schluß des Dialogs giebt Hans Sachs eine schalkhafte, fast dramatisch zugespitzte Wendung. Es läutet zur Messe und die Köchin kommt, um ihrem Herrn in den Chorrock zu helfen. Und da kann sich dieser nicht enthalten, der Magd gegenüber sein Herz auszuschütten: Seht nur, wie heute die Laien mit uns Geweihten umspringen! Es ist, als sei der Teufel in den Schuster gefahren, und wäre ich nicht so gelehrt, er hätte mich wahrhaftig auf den Esel gesetzt. Ich werd' ihm aber auch nichts mehr zu arbeiten geben, sondern dem Hans Zobel, das ist ein gutes, einfältiges Männlein und macht nicht viel Worte mit der heiligen Schrift und der lutherischen Ketzerei. Es schickt sich auch gar nicht für einen Laien, mit seinem Seelsorger zu disputieren, denn Salomo sagt: Wer einen einfältigen Wandel führt, der wandelt wohl. Ei, diesen Spruch hätt' ich dem tollen Schuster vorhalten sollen, dann wäre er vielleicht verstummt. Die Köchin ihrerseits vermag es gar nicht zu fassen, wie heutiges Tages die Laien so geschickt reden können, eine Bemerkung, die den geistlichen Herrn nur aufs Neue in Wallung bringt. Ja, woher kommt's? Weil man vor der Geistlichkeit keinen Respekt mehr hat. Früher wäre man mit dem Luther verfahren wie mit dem Johann Hus. Aber wie will man heute die evangelischen Prediger zum Schweigen bringen! Heißt man sie schweigen, dann wollen sie mit dem Papst und mit den Bischöfen disputieren, was doch in der Welt unerhört ist. Schließlich kommt ihm ein guter Gedanke. Er läßt seinen, ihm als bibelfesten Mann bekannten Kalfaktor rufen, damit dieser ihm etliche Sprüche aufsuche und ihm damit für

künftige Dispute ein Rüstzeug an die Hand gebe. Aber nun muß sich, um das Maß voll zu machen, auch dieser als einer von den „lutherischen Bösewichtern" entpuppen! Er wird natürlich weggejagt, die Köchin aber erhält den Auftrag, ein gutes Essen für die nach der Messe zu erwartenden Gäste herzurichten. ‚Trag die bibel auß der stuben hinauß und sich, ob stein und würfel all im bretspil sein und daß wir ein frische karten oder zwu haben'.

Der Inhalt der zweiten Flugschrift ist durch den Titel ‚Eyn gesprech von den Scheinwercken der Gaystlichen vñnd jren gelübdten', sowie durch das Motto: ‚Jr thorhait wirt offenbar werden yederman' zur Genüge gekennzeichnet, während die Situation durch den beigefügten Holzschnitt deutlich wird. Da sitzen nämlich Hans, der Schuhmacher und Peter, der Bäcker,[1]) sich gegenüber an einem Tische, während zwei Bettelmönche, Almosen heischend, in der Thüre stehen. Zwischen einem dieser Barfüßermönche, dem Bruder Heinrich, und jenen beiden Bürgern entspinnt sich ein Gespräch über die Klöster im allgemeinen, über Almosensammeln und -austeilen, über die Gelübde der Armut und Keuschheit.[2]) Da sie all das

[1]) Ueber den Beruf Peters geben seine eigenen Worte Auskunft: ‚Ja ir spent euer vigilg, selmessen und alle euer gotsdienst miltiglich gnug auß, wie ich mein semel und meister Hans seine schuch'. Bei Köhler S. 32.

[2]) Ebenfalls in der Form eines Gesprächs mit einem Bettelmönch hatte Kaspar Güttel 1522 das gleiche Thema in seinem ‚Dialogus odder gesprechbuchleyn, wye Christlich vnd Euāgelisch zcu leben' behandelt. Nur ist hier der Ausgang ein andrer, indem der Bettelmönch sich in der That entschließt, seinen bisherigen Stand zu verlassen und im Schweiß des Angesichts sein Brot zu verdienen: „Will mich bei Bauerndreschen drücken, — ob auch darüber brech mein Rücken". Vergl. G. Kawerau, Kaspar Güttel. Halle 1882. S. 40. — Die gleiche Wendung kehrt wieder in dem aus dem Jahre 1525 stammenden Schriftchen: ‚ain Schöner Dialogus wie ein bawr mit aim frawen bruder münch redt, das er die Kutten von jm würfft' (bei O. Schade II² 155—159). Hier beschließt der Mönch das Gespräch mit den Worten: ‚O herr, dein erbarmung ist manigfaltig. heut hast du erlöset mein sele auß der tiefe der helle. freund iezund stee ich auf und wirf mein kutten, darin ich müßig gangen, von mir, bekenne und sag offentlich: vermaledeiet sei der tag in welchem die kutt erdacht ist worden! ... Dann von der müßigen kutten ist nie kain guts komen. also ‚freund, ich gee hin zu arbaiten. so ich zu der ernden herwider kum, wil ich dir dein eßen ab verdienen'.

Ihrige willig verlassen hätten, meint der Mönch, sollten sie darum nicht von frommen Leuten Almosen nehmen? — Das sei denn doch kein schlechter Tausch, erwiedert Peter. Was mancher von ihnen verlassen, sei kaum einen Gulden wert gewesen; dafür erhielte er eine Pfründe, wohl zweihundert Gulden wert und sei sein Lebenlang mit aller Notdurft versehen. Das heiße doch schwerlich, das Seine verkaufen und den Armen geben. Dem gegenüber beruft sich Bruder Heinrich auf 1. Corinth. 9. v. 13: Wisset ihr nicht, daß, die im Tempel schaffen, sich vom Tempel nähren, und die des Altars pflegen, vom Altar leben sollen? — Wohl, entgegnet Hans, es stehk aber gleich im Text darnach: ‚Also hat der Herr befohlen, daß die das Evangelium verkündigen, sich vom Evangelio nähren sollen‘. Wir im Neuen Testament haben keinen Tempel mehr von Holz und Stein, sondern wir selbst sind der Tempel Gottes. Deshalb bedürfen wir auch keiner Tempelknechte mehr. Auch haben wir keinen Altar zum Opfern, bedürfen also auch keines Altardieners mehr, denn Christus ist allein Hoher Priester. Wir im Neuen Testament gebrauchen nur Diener zu verkündigen das heilige Evangelium. Ihr aber esset euer Brot im Müßiggang wider den Willen Gottes, der da gesagt hat: ‚Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen‘. — Ei, verkündigen wir euch doch auch das Evangelium und ist doch ein jeglicher Arbeiter seines Lohnes würdig. — Ja, antwortet Meister Hans, es sind etliche unter euch, aber leider nicht eben viele, die Christum rein predigen, sonst aber liegen die Klöster voll von solchen, die weder Gott noch der Welt nützen. — Ich mein', ihr seid unsinnig. Was thun wir sonst Tag und Nacht, denn daß wir Gott dienen? — Ja, ihr steckt voll Gottesdienst und guter Werke und ermangelt doch des allernötigsten Werkes, das Christus fordern wird am jüngsten Tage, nämlich die Werke der Barmherzigkeit. ‚Ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich nicht gespeiset‘. — Lieber, geben wir denn kein Almosen? Kommt nur Morgen um Mittag einmal in unser Kloster, da werdet ihr einen Haufen armer Leute sehen, die wir täglich speisen. — Da aber fährt Peter auf: Ja wohl, das gebt ihr ihnen, was ihr nicht mögt und schüttet ihnen nichts als die Ueberbleibsel untereinander. Schämt ihr euch nicht, daß ihr

dem Herrn Christo ein solch ‚Geschlepper' zu essen gebt? Denn er spricht: ‚Was ihr dem Geringsten der Meinigen gethan habt, habt ihr mir selbst gethan'.— Der Mönch muß kleinlaut zugeben, daß ihr leibliches Almosen allerdings nur gering sei, aber dafür teilten sie die geistlichen Tröstungen aus an Alle, die ihrer begehrten. Aber auch dem gegenüber weisen die beiden Lutherischen nachdrücklich auf die unchristliche Praxis hin: auf die hohen Abgaben und Opfer und wie sie bei den Armen vorübergingen, wie der Priester und Levit bei dem unter die Mörder gefallenen Wanderer. (Luc. 10.) Ebenso kommt unser Bettelmönch bei dem heiklen Thema von der Keuschheit arg ins Gedränge, doch weist er nicht ohne Stolz darauf hin, was alles für Kasteiungen ihnen auferlegt seien, um die fleischlichen Begierden zu dämpfen. Sie trügen keine Leinwand, gürteten sich mit Stricken und gingen barfuß, trügen auch kein Haar auf dem Kopfe und badeten ihr Lebtag nicht bis nach dem Tode. Sie legten auch Nachts die Kleider nicht ab, müßten zeitweilig schweigen und vor Allem alltäglich eine oder mehrere Stunden im Chor stehen und knieen und alle Nacht zur Frühmette aufstehen. — Da habe er, fällt ihm Peter ins Wort, der mit seinen Knechten den ganzen Tag arbeiten müsse und schlecht esse, dazu oft erst zur Mettenzeit sich zum Schlafen niederlegen könne, doch wahrlich einen viel härteren Orden, während der Schuhmacher ausruft: O ihr Blinden, wie betrügt ihr einander mit euren erdichteten, unbehilflichen Menschenwerken! Da ist in euern Regeln und Statuten von nichts anderem die Rede als von Kutten, Platten, Stricken, Schuhen, Fleischmeiden, Schweigen, Singen, Lesen, Mettegehen, Chorstehen, Bücken, Knieen und solchen äußerlichen erdichteten Werken, so daß recht eigentlich auf euch der Spruch geht: ‚Vergeblich dienen sie mir, dieweil sie lehren solche Lehre, die nichts denn Menschen Gebot ist'. Auch von euch gilt das Wort: ‚Wehe euch Gleisnern und Heuchlern', denn auswendig scheint ihr fromm, inwendig aber steckt ihr voll Heuchelei und Sünde. Armut haltet ihr ohne Mangel, Keuschheit, die besudelt, Gehorsam, der erdichtet ist.

Doch der Anblick des einfältigen Mönchleins besänftigt seinen Zorn, und er wendet sich wieder freundlich mit der Frage an ihn: Sag', lieber Bruder Heinrich, was hat euch eigentlich in

den Orden gebracht? — Daß ich selig werde, wie uns in der Profeß verheißen wird. — Hofft ihr durch euer Mönchswerk selig zu werden? — Ja, was wollt' ich sonst im Kloster thun? — Spricht doch Paulus (Eph. 2), erwiedert Hans, ‚aus Gnaden seid ihr selig worden durch den Glauben und dasselbige nicht aus euch, es ist Gottes Güte und nicht aus den Werken, auf daß sich Niemand berühme'. — Darauf der Mönch: Wenn ich wüßte, daß ich nicht selig würde durch mein klösterlich' Leben, ich wollt' wahrlich meine Kutte allsogleich an den Zaun hängen. Aber nun bin ich zu alt; was sollte ich wohl anfangen? — Ich werde euch, meint der Schuhmacher, Handwerkszeug zum Holzhacken schenken, damit ihr euch durch Arbeit ernähren könnt. Da würdet ihr lernen, gehorsam werden gegen Jedermann, da würdet ihr erst die rechte, wahre Armut empfinden und auch die Unkeuschheit sollt' euch dann wohl vergehen. — Aber der Bruder glaubt denn doch, daß er im Vergleich dazu im Kloster besser aufgehoben sei, indem er zugleich das Gespräch geschickt auf ein anderes Thema hinüberspielt. Denn, meint er, man höre eben nicht viel Gutes von den entlaufenen Mönchen, wie könne sie da wohl ein guter Geist aus den Klöstern getrieben haben? — Der heißblütige Peter seinerseits pariert diesen Angriff mit seiner gewohnten Derbheit, denn da sehe man eben nur, was in den Kutten zu stecken pflege. Leute, die in den Klöstern gelebt hätten wie die lebendigen Heiligen, lebten nun draußen wie die Lotterbuben, und hätten doch eben das im Herzen gethan im Kloster, was sie nun draußen mit Werken thun.[1]) Auch Meister Hans muß angesichts der vor Augen liegenden trüben Erfahrungen zugeben, daß wohl viele nur aus Fürwitz und Mutwillen und wider ihr eigenes Gewissen den Klöstern entlaufen seien. Aber daneben seien doch auch Manche lediglich durch das Wort Gottes getrieben worden und hätten mit freiem, sicherem Gewissen ihr Gelübde zerbrochen. Und so möge auch er, Bruder Heinrich, noch erkennen, wie blind

---

[1]) Aehnlich Lazarus Spengler in seiner Schrift: „Die Hauptartikel, durch welche gemeine Christenheit bisher verführt worden ist 2c." (1522): ‚Denn wer weiß das nicht, daß ein Mönch mag ein Kappen und Platten tragen und daneben ein Bub in der Haut sein?' Vergl. Pressel, Lazarus Spengler. Elberfeld 1862. S. 49.

es sei, sich seiner Werke zu rühmen und darauf zu pochen, selig zu werden, statt demütig zu sprechen: „Gott sei mir armen Sünder gnädig“.

Haben wir so in diesen beiden ersten Dialogen eine evangelische Polemik gegen die römische Kirche, so beschäftigt sich Hans Sachs in den beiden folgenden Gesprächen fast ausschließlich mit der eigenen Glaubensgenossen Leben und Wandel. Dort die Tendenz, die Schranke, welche die Romanisten zwischen dem geistlichen und weltlichen Stande aufgerichtet, als eitle Menschensatzung nachzuweisen; dort der Kampf gegen Werkheiligkeit, Klosterwesen, Cölibat; hier ein heller Weckruf an die Lutherischen selbst, denen der ‚tolle‘ Schuster eindringlich die Gewissen zu schärfen sucht. Ueber seine Beweggründe giebt er selbst in dem dem dritten Dialoge voraufgeschickten, vom Michaelistage 1524 datierten Widmungsbriefe an Hans Odrer zu Breslau bündige Auskunft. Denn es sei neuerdings Praxis der Römischen geworden, auf den Kanzeln und überall sonst auf den ‚verfluchten Geiz‘ und andere öffentliche Laster, welche noch (Gott erbarm's) bei uns im Schwange gehen, mit viel Geschrei hinzuweisen und daraus zu folgern, daß unsere Lehre falsch sei. Da sie mit all ihrem Disputieren und Schreiben nichts ausgerichtet, müßte nun unser sündiges Leben herhalten. Würde es damit besser, so hätten sie nichts mehr wider uns. Und so geht er denn in dem dritten Büchlein[1]) unerschrocken jenem römischen Argument „den Geytz, auch ander offenlich laster betreffend“ zu Leibe, indem er an die Spitze des Dialogs das Wort Pauli schreibt: „Hurerey vnd vnrainigkait, oder geytz, laßt nit von euch gesagt werden, wie den heyligen zu steet“.

Bei dem evangelischen Junker Reichenburger kehrt ein befreundeter römischer Geistlicher ein — Romanus nennt ihn Hans Sachs — der sogleich mit lebhaften Klagen über die unchristliche Gesinnung und den unchristlichen Wandel der Evangelischen losfährt. Man sehe nur ihren Geiz, ihre Unredlichkeiten in Handel und Wandel, ihre Wuchergeschäfte, ihre geringe Liebesthätigkeit, und

[1]) Der vollständige Titel lautet: ‚Ein Dialogus, des inhalt, ein argument der Römischen, wider das Christlich heüflein, den Geytz, auch ander offenlich laster betreffend‘.

man spüre sofort, daß sie wohl das Wort haben, nicht aber die Werke. Viele der von Romanus gerügten Uebelstände muß der Junker zugeben, nur verwahrt er sich dagegen, daß eben das ein Ausfluß der evangelischen Lehre sei. Denn wer wolle es gut heißen, was Gott und der Nächstenliebe zuwiderlaufe? Gewiß giebt es auch unter den Evangelischen viele eigennützige und geizige Reiche, aber doch auch wahrlich gute Christen genug, die reichlich Almosen geben. Nur thun sie's in der Stille, und nicht wie die Pharisäer, sondern nach dem Worte Matthäi am sechsten, daß die linke Hand nicht weiß, was die rechte thut. Aber weil nun für euch keine Gaben, Schenkungen und Stiftungen mehr abfallen, darum meint ihr Klosterleute, daß überhaupt Niemand mehr Almosen gebe und daß unsere Herzen den Armen gegenüber verhärtet seien. Und ist's Recht, etlicher Geizhälse wegen, die mehr heidnisch denn christlich leben, die evangelische Lehre mit dem Vorwurf des Geizes zu besudeln? Der Geistliche aber kommt immer wieder darauf zurück: noch seien, obwohl das Wort Gottes, ‚wie ihr's nennt', lang genug gepredigt worden, nirgends gute Früchte zu spüren, sondern nur das, was dem Leibe wohl thut: als Nichtbeichten, Nichtfasten, Nichtbeten, Nichtkirchengehen, Nichtopfern, Nichtwallfahren, Fleischessen, aus den Klöstern laufen und dergleichen. Dazu herrschten allenthalben die vorigen heidnischen Laster als Geiz, Ehebruch, Hurerei, Feindschaft, Aufruhr, Zorn, Zank, Neid, Haß, Mord, Untreue, Spielen, Gotteslästern, Zutrinken, Saufen, Tanzen und Hoffart. Nach diesen Früchten sollte man die Evangelischen für Heiden aber nicht für Christen halten, denn Christus spricht Matthäi am siebenten: ‚An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen'. Gewiß, wiederholt der Junker, seien leider nur wenig wirkliche Christen unter denen, die sich schon des Evangeliums rühmen, denn auch der Spruch bleibe wahr, daß zwar viele berufen, aber nur wenige auserwählt seien. Gewiß mißbrauchten viele die evangelische Freiheit, dem Evangelium zu großer Schmach und Aergernis. Ihrer und unser aller möge Gott sich erbarmen, denn wir sind allzumal Sünder. Wer wollte auch hier auf Erden, im Leibe der Sünden, ein vollkommenes geistliches Leben erwarten? Ihr Römischen aber sagt immer ‚spüren, spüren!' Wißt ihr denn

nicht, daß das Reich Gottes nicht mit Aufmerken kommt, so daß man sagen könnte: siehe hier oder da? Nicht in äußeren Geberden liegt der wahre Gottesdienst, und so sollen auch die Werke der Nächstenliebe ganz einfältig in der Stille vor sich gehen. Und weil ihr's nicht seht, so meint ihr Werkheiligen, daß Niemand mehr Gott diene. So meint ihr auch, weil nach wie vor die Sünde im Schwange geht, daß Niemand unter der Zucht der evangelischen Lehre sich bessere. Aber es muß eben nach Gottes Ordnung Gut und Böse neben und untereinander wohnen. Mitten unter den Weltkindern läßt der Herr die Seinen aufwachsen, in der Stille, verachtet, verfolgt und verschmäht, unbemerkt wie die Lilien unter den Dornen, der Welt unbekannt bis zur Zeit der Ernte.

Das Vespergeläut ruft den Geistlichen ab, der sich noch keineswegs für überwunden hält. ‚Ich hab, sagt er, noch kein lust zu euerm haufen, weil also rutzigs und reudigs durcheinander geht. Wenn aber ein hirt und ein schafftal wurd, alsdann wölt ich mein kutten an zaun henken und zum haufen treten', während Hans Sachs seinerseits das Gespräch mit dem Worte des Psalmisten abschließt: ‚Selig ist der Mann, der sich Tag und Nacht übet im Gesetz des Herrn. Er wird sein wie ein Holz, gepflanzet zu den Flüßen der Wasser, das da giebt seine Früchte zu seiner Zeit".

Und nun kommt er in dem vierten und letzten Dialog noch einmal auf das gleiche Thema zurück, indem er dasselbe hier noch ungleich weiter und tiefer erfaßt und noch weit eingehender und eindringlicher ausführt. ‚Ein gespzech eynes Euangelischen Christen, mit einem Lutherischen, darin der Ergerlich wandel etlicher, die sich Lutherisch nennen, angezaigt vnd brüderlich gestrafft wirt', so lautet der Titel; ‚Last vnns niemant yrgent ein ergernuß geben, auff daß vnser ampt nicht verlestert werd, sonder in allen dingen last vns beweysen wie die diener Gottes', so das Motto. Die mit einander Hadernden sind in diesem Falle die beiden uns bekannten Meister Hans und Peter; während dem Meister Ulrich, dem Römischen, zumeist nur die Rolle des Zuhörers zufällt.

Der Schuhmacher kommt zum Peter, um sich sein Büchlein von der christlichen Freiheit, das er ihm geliehen, wieder abzuholen, und dabei wendet sich die Rede auch auf den Schwiegervater Peter's, den „alten Romanisten", wie Hans ihn nennt, eben jenen Meister Ulrich, den der Holzschnitt des Büchleins zeigt, wie er mit einem Rosenkranz in der Hand zur Thüre hereintritt. Peter klagt, daß dieser jetzt ganz sein Haus meide, und zwar, weil er ihn unlängst an einem Freitag über einem Kalbsbraten betroffen habe. Da habe er, Peter, auch Unrecht daran gethan, erwiedert Hans. Seine prinzipielle Stellung den Fastengeboten gegenüber hatte er bereits im ersten Dialog klar und unzweideutig genug dargelegt, aber die Praxis, so meint er nun hier, regele sich denn doch nach anderen Gesichtspunkten.[1]) Hier gelte vor Allem das Wort Pauli: „Sehet zu, daß eure Freiheit nicht werde zu einem Anstoß der Schwachen." Und als Peter einwirft, was ihm denn seine Freiheit nütze sei, wenn er sie nicht gebrauchen dürfe, fährt er fort: Sie sei uns so viel nütze, daß wir wüßten, daß uns alle Speise unschädlich sei. Aber um der Schwachen willen sollten wir's auch meiden können. Denn die rechte Probe eines Christen sei die Liebe, nicht aber das Fleischessen, denn das könnten Hunde und Katzen auch. Und wolle man den Anstoß nicht um der Menschen willen vermeiden, so sollte mans doch wenigstens um des Evangelii willen thun, welches vor Allem wegen des Fleischessens Ketzerei gescholten werde, da dieses von dem gemeinen Manne als das größte Aergernis an der evangelischen Lehre betrachtet werde.

Inzwischen ist Meister Ulrich dazu gekommen, welchen Hans ohne viele Umstände auffordert, ihn in die evangelische Predigt zu begleiten. Doch dieser will von dem ketzerischen Geistlichen nichts wissen, denn was er über ihn durch Peter gehört habe, sei nicht eben erfreulich. Da heiße es immer nur: unser Prediger

---

[1]) In einem Gedicht aus dem Jahre 1529 führt Hans Sachs unter den Hindernissen, die den Weg vom Berge Sinai, dem Gesetz, zum Berge Zion, dem Evangelium, erschweren, auch Gewohnheit und alte Bräuche auf, unter denen er besonders das Fasten hervorhebt. ‚Doch muß der mensch die ubersteygen | Und sein christliche freyheyt zeygen, | doch verschon der fremden gewissen.'

sagt, man dürfe nimmer beten, den Heiligen dienen, fasten, beichten, wallfahren, Messe hören, Jahrtage stiften, Ablaß lösen und „sei kein gut Werk zur Seligkeit nütze". — Ei Peter, wendet sich Meister Hans wieder an diesen, da thust du mitsamt deinen Gesellen auch sehr Unrecht daran. Da fahrt ihr heraus: das und das sagt unser Prediger, ohne Grund und Ursache anzugeben, wodurch ihr nur die einfältigen Leute abschreckt und sie dahin bringt, daß sie die evangelischen Prediger verfluchen, ihre Predigt fliehen und sprechen: wenn das die neue Lehre ist, so bleibe ich lieber in meinem alten Glauben. Wer anders ist schuld daran als ihr ungehobelten Tölpel? Wahrlich, es thut Not, das einmal auszusprechen und es gilt mir gleich, ob ihr mir darum hold oder feind seid. Wäret ihr rechte Christen, so handeltet ihr auch christlich und sagtet den Unwissenden die tröstlichen Worte von Christo, die ihr von dem Prediger gehört habt. Ihr sagtet ihnen, daß Christi Tod das einzige Werk unserer Erlösung sei und daß der himmlische Vater Christo alle Gewalt gegeben hat im Himmel und auf Erden. Denn Christum allein sollen wir hören; was er heißt sollen wir thun; was er verbeut sollen wir lassen; was er frei läßt hat Niemand zu verbieten weder im Himmel noch auf Erden. Wenn ihr solches den Leuten sagtet, dann möget ihr vielleicht die Herzen der Unwissenden erweichen, und dann fiele auch all das Menschengesetz und Gaukelwerk von selber zu Boden. — Von solcher Rede, erwiedert der Römische, hielte er auch mehr, hörte solche aber nicht eben viel von den Lutherischen. Da säße beispielsweise hier in Peters Hause oft ein ganzer Tisch voll Lutherischer beisammen, und es höre doch wahrlich keiner ein gut' christlich' Wort von ihnen. Da fingen sie an auf Mönche und Pfaffen zu schimpfen, daß kein Hund ein Stück Brot von ihnen annehmen möchte, und wer am besten schimpfen könne, der sei Meister unter ihnen. Solche lutherische Weise locke ihn gar nicht. — Der Schuhmacher aber verweist Peter und die übrigen losen Zungen ernst und nachdrücklich auf das was geschrieben steht Matthäi am fünften: ‚Liebet eure Feinde' u. s. w. und 1. Petri am zweiten: ‚Seid mitleidig, brüderlich, herzlich, freundlich. Vergeltet nicht Böses mit Bösem, nicht Scheltwort mit Scheltwort.' Verlästern die Römischen die evangelische Wahr-

heit, da sollen wir freilich nicht schweigen, sondern sie mit dem Worte Gottes widerlegen, aber ohne Rumor und Geschrei, denn das ist Unrecht. Und als Peter einwirft, warum denn aber die Prediger der Römischen Lehre, Gottesdienst, Gebet und Leben auf den Kanzeln also ausschrieen und ob denn nicht auch Martin Luther desgleichen thäte, da fährt Hans fort: solch Predigen und Schreiben geschieht aus christlicher Liebe, dem unwissenden, verführten Volke zum Besten. Ihr jedoch, wenn ihr beim Wein sitzt und auf Mönche und Pfaffen schimpft, thut es wahrlich nicht aus christlicher Liebe, sondern aus Uebermut und treibt somit lediglich ‚faul Geschwätz‘, wovon Epheser am vierten geschrieben steht. Und dann wollt ihr noch an dem frommen Manne, dem Luther, einen Deckmantel eurer Unschicklichkeit suchen! Wohl hat Luther die christliche Freiheit verkündigt zur Erlösung der armen gefangenen Gewissen, aber wie hat er zugleich in Schrift und Predigt männiglich gewarnt, sich vor ärgerlichen unchristlichen Handlungen zu hüten und zum Schaden des Wortes Gottes zu schwärmen und zu rasen! Liebt ihr eure Nächsten nicht, so seid ihr auch nicht Jünger Christi. Denn allein an der Liebe sind die rechten Kinder Gottes zu erkennen, wie Christus sagt Johannes am dreizehnten: ‚Daran wird man erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr einander lieb habt‘. „Darumb lieber bruder Peter, merk nur eben mein red um gottes willen, und sag es deinen mitbrüdern von mir, wiewol sie mich ein heuchler und abtrinnigen heißen und halten werden. Da ligt mir nit ein har breit an, ich han ie die warheit gesagt, welche dann allemal vervolgt muß werden von den gotlosen, und wölt got, daß es alle die gehört hetten, die sich gut lutherisch nennen, villeicht möcht in ir rum geligen [ihnen ihr Prahlen sich legen] und erst ein teil leren [lernen] recht evangelisch christen zu werden.“ Wozu Meister Ulrich hinzufügt: es sei nun einmal wahr: wenn ihr Lutherischen einen solch züchtigen und unanstößigen Wandel führtet, so hätte auch eure Lehre ein besseres Ansehen bei den Menschen; dann würden diejenigen, die euch jetzt Ketzer nennen, euch Christen heißen, die euch jetzt fluchen, euch loben, die euch jetzt fliehen, euch aufsuchen, die euch jetzt verachten, von euch lernen. Aber mit dem Fleischessen, Rumoren und Pfaffenschänden habt ihr nur

die evangelische Lehre selbst verächtlich gemacht. ‚Es liegt leider am Tag‘, setzt Meister Hans bekräftigend hinzu.

Unterdessen läutet es zum dritten male und er und Peter schicken sich zum Kirchgang an. Und nun ist auch Meister Ulrich bereit, sich ihnen anzuschließen. ‚Wohlan! ihr habt mir gleich Lust dazu gemacht; nun werd' ich mit in eure Predigt gehen, ob ich auch ein guter Christ werden möchte‘, worauf Hans mit einem ‚Amen‘ den Dialog abschließt.

Um den Reiz dieser eigenartigen ‚Gespräche‘ zu erklären und um ihre Bedeutung wie ihre Wirkung zu würdigen, müssen wir zunächst Rang und Stand des Mannes im Auge behalten, der hier seine Feder in den Dienst der neuen Lehre stellte und ganz aus freiem Antrieb, ohne eine andere Legitimation als die Nötigung seines Gewissens, für den großen Wittenberger öffentlich Partei nahm. In der Gefolgschaft der Humanisten und Theologen, die in erster Linie gegen die Widersacher Luthers im Felde standen, tritt uns hier der wackere Schuster entgegen, schlicht und ungekünstelt, urwüchsig, voll behaglicher Laune und doch zugleich erfüllt von dem tiefsten sittlichen Ernste — eine so liebenswürdige und erquickliche Erscheinung, daß wir sie zu allerletzt unter den litterarischen Bundesgenossen Luthers missen möchten. Ein Mann aus dem Volke, zwar ein Mann von ungewöhnlicher Belesenheit und für seinen Stand ungewöhnlicher Bildung, aber doch immer nur ein schlichter Handwerksmann war es, der fest im deutschen Bürgerhause wurzelte und der wie Einer wußte, wo die kleinen Leute, seine guten Freunde und getreuen Nachbarn, der Schuh drückte. Sein Latein und sein bischen Griechisch, seine Kenntnis antiker Dichter, Historiker und Philosophen hatte er sich als Autodidakt mühsam zusammengerafft, aber weit größer als dieser Schatz an Kenntnissen war doch sein Schatz an Ehrbarkeit und Pflichtgefühl, an Gewissenhaftigkeit und gesundem, natürlichem Empfinden. Ein vielbewanderter Mann hatte er allezeit mit klugen Augen die Menschen und die Dinge beobachtet und sich bei aller Tiefe und Innigkeit seines religiösen Empfindens eine frische und gesunde Weltfreudigkeit, neben dem frommen auch ein fröhliches Herz bewahrt. Sein Wandel war, Dank seiner guten Natur, welche den Instinkt für das Wahre und das Herz auf

dem rechten Fleck hatte, allezeit unsträflich gewesen; der Schild seiner Ehre war blank und rein, sein bürgerlicher Leumund selbst bei den Römischen untadelig.

So haben wir denn gerade in diesen Reformationsschriften des Hans Sachs dafür ein so denkwürdiges wie reizvolles Zeugnis, in welcher Weise Luthers Lehre auf den bürgerlichen Mittelstand einwirkte, haben gerade hier ein lebensvolles und beredtes Wahrzeichen dessen, wie die Reformation den Geist geweckt, und wie kräftig dieser Geist nun sich rührte, haben hier einen klassischen Beleg vor allem dafür, wie Luthers erlösendes Wort das Nachdenken und Prüfen selbst bis in die kleinste Hütte hineintrug und eben dadurch auch die breite Masse in die große Kulturbewegung hineinriß. Und zugleich zeigen gerade diese Dialoge am lebendigsten, wie ganz anders und wie viel tiefer hier in diesen Kreisen jene Wirkung war, als in denjenigen der Nürnberger geistigen Aristokratie, der humanistischen Poesie und der klassischen Gelehrsamkeit. War hier, wie beispielsweise bei dem gelehrten und satirischen Pirkheimer wesentlich ein humanistisches, so war dort ein lebendiges religiöses Interesse das Bestimmende; sahen jene gelehrten Nürnberger Humanisten in den Frühlingsstürmen der Reformation doch mehr nur einen Streit der Finsterlinge mit einem Manne von echter Bildung, mit andern Worten also einen Kampf der wissenschaftlichen und sittlichen Verrohung gegen die glänzende Bildung der Gegenwart[1]), so ließen einen Mann wie unsern Schuhmacher die Kämpfe auf den Höhen der theologischen Wissenschaft ziemlich unbekümmert, dafür aber erfaßte er um so klarer und entschiedener die religiöse und sittliche Seite des großen Kampfes und sah, gleich Luther, in der unermeßlichen Gärung der Zeit, in aller Weltverwirrung, allem Ringen und Irren keinen andern festen Punkt als das lautere Wort Gottes. Nicht als ein wissenschaftlicher, oder wohl gar ausschließlich theologischer, sondern zuerst und zuletzt als ein Kampf des Gewissens erschien ihm die entfesselte Bewegung der Geister, und gerade durch dies unentwegte Betonen des sittlichen Grundgedankens der Reformation war

---

[1]) Vergl. P. Drews, Wilibald Pirkheimers Stellung zur Reformation. Leipzig 1887, S. 44.

er der berufene Dolmetsch des deutschen Bürgertums, nicht nur in seiner Vaterstadt, sondern in ganz Deutschland.

Während des fünfzehnten Jahrhunderts war der kunstmäßige Dialog in deutscher Prosa arg vernachlässigt worden und erst in der Flugschriftenlitteratur der Reformation kam diese Form wieder zu Ehren. Keck, ungestüm und leidenschaftlich hatte sie Ulrich von Hutten gehandhabt, der nach einem ruhelosen Wanderleben im Jahre vor dem Erscheinen der ‚Gespräche' des Hans Sachs einsam gestorben war. Ja, sein Beispiel hatte diese Form geradezu zur Modesache der protestantischen Polemik gemacht, so daß nun die Dialoge allenthalben üppig emporwucherten. Aber unter dieser Unmasse zeitgenössischer Flugschriften ist kaum eine, welche an Stiltugenden und an formellem Reiz an die vier Dialoge des Nürnberger Schuhmachers heranreicht. Daß auch er der Gesprächsform sich bediente, erklärt sich schon aus seinem reich entwickelten Sinn für dramatische Gestaltung und Einkleidung; er blieb hier in der teils ironisch naiven, teils volkstümlich belehrenden Manier ganz in seinem eigentlichen Element und konnte mit dem halb lehrhaften halb polemischen Inhalt eine Art von Handlung verbinden, die zugleich seinem dichterischen Bedürfnis einigermaßen Genüge that. Und auch hier verleugnete er nicht seine gesunde poetische Empfindung und sein sicheres Taktgefühl, das ihn fast nie über Umfang und Begrenzung seiner Begabung sich täuschen ließ. Nicht wie Hutten wählte er mythologisch-allegorische Gestalten oder allbekannte Persönlichkeiten zu Helden seiner Dialoge, sondern er blieb auch hier auf dem heimatlichen Boden, in Kreisen, die er kannte und in denen er mit Sicherheit sich bewegte. Es sind Handwerker, die vor uns auftreten, ihresgleichen oder Geistliche, mit denen sie hadern. Wie rund und plastisch und von vollem Leben durchströmt steht beispielsweise im zweiten Dialog die Figur des armen, einfältigen Barfüßermönches vor uns! Wie lebendig und vollsaftig ist Meister Hans selbst charakterisiert, mit welch' schalkhafter Laune der ungestüme Peter und der polternde Chorherr! Da spürt man allenthalben die reiche Lebenserfahrung eines Mannes, der mit offenem Auge und hellem Verstande in seiner Werkstatt und auf der Gasse die Menschen beobachtete, der mit ihnen zu reden

und sie selbst zum Reden zu bringen wußte, der sie verstand und von ihnen verstanden wurde. So sind es durchweg Bilder des wirklichen Lebens, welche er zeichnete, treue und greifbare Bilder, bei deren Anblick Ort und Zeit, das alte Nürnberg und die Sturm- und Drangjahre der Reformation, wesenhaft uns vor Augen treten.

Und neben allen diesen farbenreichen, aus scharfer Lebensbeobachtung geschöpften Zügen eine so geistreiche und glaubensfreudige Schlagfertigkeit der Rede und eine solche Kraft und Anmut der Sprache, daß diese Prosaschriften auch in sprachlicher Beziehung fast einzig dastehen und nur in den polemischen Erstlingen Luthers an schöpferischer Kraft und urwüchsiger Sprachgewalt übertroffen werden. Aus seiner erstaunlichen Belesenheit in der Schrift schöpfte Hans Sachs für seine Sprache das reiche Leben und die poetische Bildlichkeit des Ausdruckes; volkstümliche und sprichwörtliche Redensarten machte er sich dienstbar; eine Fülle von schalkhafter Laune und gesundem Mutterwitz ist über die Blätter ausgegossen, aber allenthalben nimmt der naive und treuherzige Grundton dem Spott seinen Stachel. Und gerade diese durchgängige Treuherzigkeit und Milde des Tons, diese ungepfefferte Harmlosigkeit, berührt um so erfreulicher, wenn man erwägt, bis zu welcher Maß- und Zügellosigkeit die Redeweise in der Mehrzahl der gleichzeitigen Pamphlete und Pasquille von hüben und drüben ausgeartet war. Der Nürnberger Schuhmacher aber war von dem rohen und gemeinen Ton unberührt geblieben; er hatte sich Maß und Besonnenheit bewahrt; seine Liebe zur neuen Lehre war frei von aller Streitsucht. Wohl legt auch ihm bisweilen der sittliche Zorn ein derbes Wort auf die Lippen, aber er schimpft und spottet nicht und wird niemals roh oder unflätig.[1]) Der angeborene Adel seiner Natur, die Lauterkeit

---

[1]) J. Janssen (a. a. O. S. 210) spricht allerdings von den ‚zahlreichen Zotenpossen' des H. Sachs und meint, daß ‚in vielen Dichtungen aus den letzten Jahrzehnten seines Lebens sich der Einfluß einer sittlich immer tiefer sinkenden und allmählich völliger Verwilderung anheimfallenden Zeit unverkenntlich bemerkbar' mache. Diese ‚Zoten und Possen' verdüsterten das ‚gemütliche' Bild, welches die Dichtung seiner ersten Periode darbiete. Daß in den von Janssen gemeinten Schwänken manche Derbheit enthalten ist,

und Unsträflichkeit seiner Seele bewahrten ihn vor jeder Ausschreitung nach dieser Richtung hin, während zugleich seine ursprüngliche Weltfreudigkeit und gute Laune jeder Bitterkeit wehrten. Er schreibt bewegt und eindringlich, aber nicht leidenschaftlich, herzlich und warm, aber nie eifernd. ‚Er predigte nicht mit feuriger Zunge wie Luther, denn er wußte wohl, daß kein Kanzel- und Prophetenton ihm ziemte in seiner Zelle. Er band nicht mit Theologen an und bestritt keine Lehrsätze; er hielt sich an das Buch der Bücher, das er kannte und einfältig verstand, wandte sich gegen die Unsitte von Hoch und Niedrig, fuhr unter die unwissenden Mönche und kleinen Pfaffen, denen jeder ehrliche Mann überlegen war'.[1]) Es zeigt sich in diesem Maßhalten und in dieser Selbstbeschränkung dieselbe wohlthuende innere Bescheidenheit, die seiner ganzen Erscheinung ihre eigene Anmut verleiht und nicht zuletzt seine Persönlichkeit uns so lieb und vertraut macht.

Zur Beurteilung und Würdigung des Inhalts der Dialoge ist es nötig, sich die litterarischen Voraussetzungen derselben zu vergegenwärtigen. Einige Daten werden am deutlichsten die Konstellation veranschaulichen: 1520 die drei reformatorischen Hauptschriften Luthers, Hutten's Dialoge, desselben ‚Klage und Vermahnung' und Pirkheimer's ‚gehobelter Eck'; 1521 Hutten's ‚ich hab's gewagt' und sein Gesprächbüchlein; im September 1522 Luthers ‚Neues Testament deutsch', dem mehrere Teile des alten Testaments und jetzt, 1524, die deutschen Psalmen nachfolgten. Wie viel Kraft und Nahrung unsere Dialoge aus der lutherischen Bibelübersetzung gezogen haben, bedarf keines Beweises; diese war das Arsenal, aus dem der Nürnberger Handwerksmann

---

wird Niemand leugnen, aber daß H. Sachs in seiner Polemik auch noch ‚gemütlich' sein sollte, ist doch im Ernst nicht zu verlangen. Auch dürfte die Einwirkung der ‚sittlichen Verwilderung' schwer zu erweisen sein. Denn auch von diesen Schwänken gilt durchaus, was W. Wackernagel über die Sachsischen Dramen im Allgemeinen sagt: Hans Sachs ist an keinem Orte unsittlich; unanständig mag er zuweilen sein, aber auch das nur für uns und unsere Begriffe, die noch nicht die Begriffe seiner Zeit waren. (Kleinere Schriften II, 126.)

[1]) Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung II⁵. Leipzig 1871, S. 701.

sein Rüstzeug sich holte, obwohl er, was wohl bemerkt zu werden verdient, auch in den von Luther noch nicht übersetzten Partien überraschend bewandert ist. Aber als nicht minder bedeutsam erweist sich der Einfluß jener drei Reformationsschriften Luthers: des Büchleins ‚An den christlichen Adel deutscher Nation', des ‚Präludiums von dem babylonischen Gefängnis der Kirche' und der Schrift ‚Von der Freiheit eines Christenmenschen'. Schon vor ihrem Erscheinen war die erste dieser drei den Nürnbergern von Luther selbst angekündigt worden. ‚Es erscheint eben' so hatte er am 20. Juli 1520 an Wenzel Link geschrieben, ‚eine kleine deutsche Schrift von mir gegen den Papst, von der Besserung der Kirche, an den ganzen Adel Deutschlands gerichtet. Sie wird in Rom den größten Anstoß erregen, da sie Roms gottlose Künste und gewaltsam errungene Uebermacht an den Tag bringt. Leb wohl und bete für mich'. Wie im Fluge hatte sich dann dieses ‚revolutionäre' Büchlein über ganz Deutschland verbreitet, so daß schon im September desselben Jahres der Nürnberger Senator Sixt Oelhafen dem neuerwählten Propst von Sankt Lorenz von dem ‚ansehlich lieblich Ding', das Luther geschrieben, berichten konnte. Mehr als irgend eine andere seiner Schriften hatte diese dem Reformator die Herzen für seine Sache gewonnen; sie hatte auch Hans Sachs in ihren Bann gezwungen, ihn gepackt und erschüttert. Dann folgte das Schriftchen von der christlichen Freiheit, das Meister Hans mehrfach in den ‚Gesprächen' anführt und das ihm besonders ans Herz gewachsen war: seitdem war er dem Zauber der geistesgewaltigen Persönlichkeit Luthers verfallen, so daß er fortan reden mußte mit seinen Worten, denken mit seinen Gedanken.

Denn in der Thal steht hier Hans Sachs dermaßen im Bannkreise von Luthers Gedanken und Sprechweise, daß selbst wörtliche Anlehnungen und Anklänge nicht eben selten sind. Wenn im ersten Dialog der Schuhmacher dem Chorherrn zu beweisen sucht, daß der Papst mit nichten der Allerheiligste, sondern ein Sünder oder ein Lügner sei, so hören wir Luthers Stimme in der Schrift an den christlichen Adel: ‚Hörest du es Papst, nit der Allerheiligst, sondern Allersündigst'. Wenn Meister Hans für das allgemeine Priestertum eintritt, so thut er es fast

genau mit den Worten Luthers: ‚Ein Schuster, ein Schmied, ein Bauer haben jeder seines Handwerks Amt und Werk und doch sind alle zugleich geweihet zu Priestern und Bischöfen‘. Zieht der Schuhmacher ziemlich respektlos den Esel Bileams in die Debatte, so haben wir genau dasselbe Bild in Luthers Schrift an den Adel: ‚So war die Eselin Bileams auch klüger denn der Prophet selbst. Hat Gott da durch eine Eselin geredet gegen einen Propheten, warum sollte er nicht noch reden können durch einen frommen Menschen gegen den Papst? ... Darum gebührt einem jeglichen Christen, daß er sich des Glaubens annehme, ihn zu verstehen und zu verfechten und alle Irrtümer zu verdammen‘. Und wenn Hans Sachs in dem Widmungsbriefe zum dritten Gespräch ausruft, er hoffe, das sündige Leben ‚werd kurzer zeit fallen durch den hal der evangelischen posaun wie die statmaur Hiericho‘, so haben wir auch hier einen Wiederklang Lutherscher Worte: ‚Nun helf uns Gott und geb uns der Posaunen eine, damit die Mauern Jerichos wurden umgeworfen‘.

Wichtiger jedoch als diese bewußten oder unbewußten äußerlichen Anklänge ist die Abhängigkeit in sachlicher Hinsicht. So ist der ganze erste Dialog inhaltlich lediglich ein Wiederhall der Gedanken, die in dem Sendschreiben an den christlichen Adel entwickelt sind. Hier hatte Luther die zwischen dem geistlichen und weltlichen Stande errichtete Schranke als eine ‚Papiermauer‘ umgeblasen, hatte hier als eine frevelhaft erdichtete Fabel es bezeichnet, daß der geistliche Stand allein Meister sei über die Schrift und der Papst untrüglich, hatte beredt und eindringlich nachgewiesen, daß auch der geistliche Stand eine Kreatur Gottes sei wie die anderen auch und gleich ihnen voller Schuld und Sünde. ‚Taufe, Evangelium und Glauben, die machen allein geistlich und zum Christenvolk‘. Und er hatte dann in dem Büchlein von der christlichen Freiheit den Grundaccord dieser Schrift noch einmal voll und mächtig ausklingen lassen: ‚So müssen wir nun gewiß sein, daß die Seele kann alles Dings entbehren ohne des Wortes Gottes, und ohn das Wort Gottes ist ihr mit keinem Ding beholfen. Wo sie aber das Wort hat, so darf sie auch keines Dings mehr; sondern sie hat in dem Wort Genüge, Speis', Freud', Fried', Licht, Kunst, Gerechtigkeit, Wahrheit,

Weisheit, Freiheit und alles Gut überschwänglich'. Es ist nur die Summe der in diesen gewaltigen Sturmschriften wider Rom enthaltenen Gedanken, wenn Hans Sachs auf die spöttische Frage des Chorherrn, was denn eigentlich der Luther in der Christenheit für Nutzen geschafft habe, mit dem klaren, glaubensfreudigen und echt evangelischen Bekenntnis antwortet: Luther hat ‚euer menschengebot, ler, sünd und auffatzung' an den Tag gebracht und davor gewarnt. Er hat zum andern uns auf die heilige Schrift gewiesen, darin wir erkennen, daß wir alle unter die Sünde beschlossen und Sünder sind und daß Christus unsere einzige Erlösung ist. ‚Dise zwei stück treibt die schrift schier durch und durch'. Hier lernen wir, unsere einzige Hoffnung, unsern Glauben und unser Vertrauen in Christo setzen, ‚welches dann ist das recht götlich werk zu der seligkeit'.

Mit jener Verkündigung des allgemeinen Priestertums war natürlich dem Mönchsleben und allen den Voraussetzungen, aus denen es Kraft und Nahrung empfangen, der Boden entzogen worden, und so ergab sich das Thema des zweiten Dialogs: Klostergelübde, Bettelunwesen, Cölibat, Beichtzwang, Fastengebote und dergleichen mit einer gewissen logischen Notwendigkeit. In dieser Frage konnte natürlich die Stellung des im praktischen Leben stehenden, rüstig schaffenden Handwerkers nicht zweifelhaft sein. Ihm galt das Wort: ‚Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen', als ein unverbrüchliches sittliches Naturgesetz. Sein gesunder Sinn für das sittlich Rechte, seine ganze grundehrliche, gewissenhafte und männliche Natur mußte gegen das Unwesen des klösterlichen Lebens sich auflehnen. Diese theoretische Ueberzeugung von der Verdienstlosigkeit und Zweckwidrigkeit des Ordenswesens mußte ihm zudem durch die täglichen praktischen Erfahrungen noch verstärkt werden, an denen grade in dem klöster- und ordensreichen Nürnberg kein Mangel war. Aber so klar und entschieden er auch einerseits gegen diese Auswüchse des Romanismus auftrat, so wenig verschloß er doch auf der andern Seite seine Augen vor den zahlreichen Unordnungen und Notständen, welche die nun beginnenden Massenaustritte aus den Klöstern im Gefolge hatten.[1]) Auch hier-

[1]) Luther schreibt am 28. März 1522 an den Erfurter Augustiner Joh. Lang (de Wette II. 176): ‚Ich sehe, daß viele von unsern Mönchen aus

für lagen gerade in seiner Heimatstadt die Beispiele nur zu reichlich vor Augen. Es waren nicht immer die saubersten Elemente gewesen, welche die Klostergelübde zerbrochen hatten, ja ein großer Teil der seit Anfang der zwanziger Jahre entlaufenen Mönche und Nonnen gab durch seinen zügellosen Lebenswandel derart Anstoß, daß der Rat dieses Gesindels durch Ausweisung aus der Stadt möglichst schnell sich entledigte.

Ein gut Teil seiner Argumente für seine Polemik gegen den simplen Bettelmönch fand Hans Sachs wieder bei Luther. Dieser hatte im dreizehnten Artikel seines Sendschreibens an den Adel die Bettelmönche charakterisiert als ‚den großen Haufen derer, die viel geloben und wenig halten' und hatte den Wunsch ausgesprochen, daß man ja nicht mehr Bettelklöster bauen lasse. ‚Hilf Gott, es wären alle ab oder auf zwei oder drei Orden gehäuft! Es ist nichts gutes gethan, es thut auch nimmermehr gut, umherzulaufen auf dem Land'. Er hatte dann im einundzwanzigsten Artikel das Bettelunwesen überhaupt mit wuchtigen Worten gegeißelt: ‚Es ist wohl der größten Nöte eine, daß alle Betteleien abgethan würden in aller Christenheit. Es sollte doch niemand unter den Christen betteln gehen.' Und weiter: ‚Es ziemt sich nicht, daß einer auf des andern Arbeit müßig gehe, reich sei und wohllebe bei eines andern Uebelleben, wie jetzt der verkehrte Mißbrauch gehet; denn St. Paul sagt: ‚Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen'. Er hatte in beweglichen Worten das Treiben derer geschildert, die ‚nur in ihren eignen Regeln, Gesetzen und Weisen sich jämmerlich martern, mühen und arbeiten und doch nimmer zu rechtem Verständnis eines geistlichen Gotteslebens kommen, wie der Apostel 2. Timoth. 3 verkündigt hat und gesagt: ‚Sie haben einen Schein eines geistlichen Lebens, und ist doch nichts

---

keinem andern Grunde jetzt aus dem Kloster austreten, als warum sie eingetreten waren, nämlich um des Bauches und fleischlicher Freiheit willen: durch diese Leute wird Satan einen großen Gestank zum Schaden des Wohlgeruchs unseres Worts anrichten. Aber was wollen wir dagegen thun? Es sind müßige Leute und suchen nur das Ihre; es ist besser sie sündigen und gehen zu Grunde ohne Kutte als in der Kutte.' Kaspar Güttels ‚Dialogus', in welchem die gleichen Klagen widerkehren, ist schon oben (S. 40) erwähnt worden.

dahinter; lernen immer und immer und kommen doch nicht dahin, daß sie wissen, was wahrhaftig geistlich Leben sei.' Er hatte im vierzehnten Artikel eindringlich und erschütternd auf die ,unkeusche Keuschheit' in den Klöstern hingewiesen und für die Pfarrer die Freiheit der Ehe gefordert. Schritt vor Schritt folgt ihm hierin Hans Sachs, nicht etwa in sklavischer Abhängigkeit, sondern durchaus frei, selbständig und eigentümlich, nur daß man eben überall spürt, wie er in Luthers Gedankenkreisen heimisch ist, und wie tief und nachhaltig jene geistesmächtige Schrift auf ihn gewirkt hat.

Vor allem aber ist gerade dieses zweite Gespräch für seine milde und irenische Gesinnung überaus bezeichnend. Hier handelte er von allen jenen Satzungen und äußerlichen Dingen der Werkheiligkeit, die in erster Linie den Grimm und die Erbitterung der Deutschen hervorgerufen hatten und die in den zahlreichen gleichzeitigen Pamphleten wider Möncherei und Klerisei kaum je anders als mit dem giftigsten Spott und der schärfsten Satire beleuchtet wurden. Kein dankbareres Thema für grobianische Ausfälle und derben Hohn, als das mönchische Treiben diesseits und jenseits der Klostermauern; kein dankbareres Ziel des Witzes, als das Armutsgelübde der bettelnd im Lande vagabondierenden Brüder; kein ausgiebigerer Stoff für den Cynismus, als das mönchische Gelübde der Keuschheit. Das zügellose Leben und Treiben so vieler entlaufener Mönche und Nonnen hatte diesem Haß gegen die Klöster nur neue Nahrung gegeben und dazu beigetragen, daß die große Menge in den Klosterleuten schließlich nur noch Faulenzer und Bettelvolk, Tagdiebe und Heuchler sah. Aber auch in diesem Falle bewahrt unser Schuhmacher Maß und Takt. Er schimpft und poltert nicht, spottet auch nicht, sondern bewahrt selbst dem beschränkten Bettelmönch gegenüber seinen Ernst und seine Würde. Er geht den Irrtümern mit Gründen nach; er sucht den Gegner zu überzeugen, ihn mit sachlichen Argumenten zu widerlegen; es ist sein Bestreben, das verschüttete religiöse und das schlummernde sittliche Gefühl neu zu wecken. Er sieht in dem Einzelnen nicht den Betrüger, sondern den Betrogenen, nicht den Verstockten, sondern den Irrenden. Nicht Haß erfüllt seine Seele, sondern Mitleid. Er möchte auch in dem Barfüßermönch, der ihn um ein Almosen anspricht, dieselbe

Sehnsucht, dasselbe Verlangen erwecken, von dem ringsum in weiten Kreisen das Gemüt des Volkes erfüllt ist. Er möchte auch ihn empfänglich machen für die tröstliche Botschaft von der Freiheit eines Christenmenschen, die ihn selbst aus seinen Gewissensnöten erlöst hat.

Und dazu kommt noch ein anderes. Der Nürnberger Schuhmacher glaubt noch hoffnungsvoll an eine Versöhnung und Verständigung; er hält fest an der Hoffnung, daß eine gottesdienstliche Gemeinschaft wieder hergestellt werden könne und müsse. Er stand damit bekanntlich nicht allein; auch sein Landsmann Albrecht Dürer lebte des gleichen frommen Glaubens und träumte gleich ihm von einer Wiedervereinigung aller Christen. Er hatte, als ihn 1521 die falsche Kunde von Luthers Tode traf, zu Christo gefleht: „Rufe die Schafe deiner Weide, die sich noch zum Teil in der römischen Kirche befinden, wieder zusammen ... Ach Gott, erlöse dein armes Volk, das da durch großen Bann und Gebote bedrängt wird ... Und wenn wir diesen Mann (Luther) verloren haben sollten, so bitten wir dich, o himmlischer Vater! daß du deinen heiligen Geist wiederum Einem gäbest, der da deine heilige christliche Kirche allenthalben wieder versammele, auf daß wir wieder einig und christlich zusammenleben." Das ist genau derselbe fromme Glaube, in dem Hans Sachs die Zeit nicht mehr fern wähnt, da „ein Hirt und ein Schafstall" sein werde und der „Zahl der Mitbrüder" Niemand mehr mangele, derselbe fromme Glaube, in dem er noch im Jahre 1540 sein Gedicht „Das klagendt Evangelium" mit den hoffnungsvollen Versen abschließt:

Auß unns werd überal
Ein hirt und ein schaffstal,
Ein christliche gemein!
Das dein wort lauter rein
Darinn grün, blüe und wachs
Und frucht bring, wünscht Hans Sachs.[1])

Daher vor allem der proselytische Eifer, der ihn treibt, jedem noch draußen Stehenden gegenüber für seinen Glauben Zeugnis abzulegen, daher der Hang zur Seelenrettung und Bekehrung, der in allen diesen Gesprächen so naiv und treuherzig, so glaubens-

[1]) Keller I, S. 352.

freudig und herzlich zum Ausdruck kommt. Diese Neigung lag zudem, was wohl zu beachten ist, gleichsam in der Luft, denn es war ja fraglos ein notwendiger Ausfluß der reformatorischen Grundanschauungen, daß jetzt jeder Laie meinte, auf Grund eigener Schriftforschung diejenigen, die ihm auf dem Irrweg zu wandeln schienen, auf die rechte Bahn führen zu müssen, und zwar nicht zuletzt, kraft des allgemeinen Priestertums, die irrenden Geistlichen.[1])

Dieser Glaube des Hans Sachs an die Erfüllung seiner Hoffnung von Einem Hirten und Einer Heerde erklärt zugleich Ton und Inhalt der beiden letzten Dialoge, in denen, um mit seinen eigenen Worten zu reden, „der ärgerliche Wandel etlicher, die sich Lutherische nennen, angezeigt und brüderlich gestraft wird.“ Denn der baldige Sieg der Lehre Luthers schien ihm zweifellos, ja jetzt schon so gut wie entschieden; die Zeit des Disputierens und Schreibens, meinte er, sei vorüber, und wenn nur erst alle Evangelischen auch durch ihren unsträflichen und lauteren Wandel für das „Evangelium“ zeugen würden, dann wäre damit auch das letzte Hindernis der Vereinigung hinweggeräumt. Aber hier sah er freilich nur zu viel noch, was den abseits Stehenden und den Römischen zum Anstoß und Aergernis gereichen mußte, und die Gewissenhaftigkeit und der sittliche Ernst seiner Natur duldeten auch den Glaubensgenossen gegenüber kein Leisetreten und Vertuschen. Er sah ringsum zahlreiche Auswüchse einer ungesunden Neuerungssucht, die ja freilich in der Verwirrung des Uebergangs vom Alten zum Neuen nur natürlich waren. Wie die kirchliche Umwandlung hier von revolutionären Zuckungen und rohen Gewaltthaten begleitet wurde, so dort von viel falschem, ungeistlichem Eifer, von viel Selbstsucht und Unwahrhaftigkeit, von viel unlauterem Reden und Handeln und thörichter Renommage. Es waren ja doch naturgemäß verhältnismäßig nur Wenige gewesen, die den gleichen Gemütsprozeß wie Luther selbst durchgemacht

---

[1]) Vergl. Fr. Roth, a. a. O. S. 180. — So beginnt eine Flugschrift vom Jahre 152[illegible] ‚Von dem Jubel Jar genant das gülden Jar‘ (abgedruckt bei O. Schade I². S. 38—43) mit den Versen: ‚Ein ieder christ ist des verpflicht, | wann er sein bruder irren sicht, | Daß er in weis und zeig im an | den rechten weg den er sol gan‘.

hatten, und so waren Viele von dem neuen Glanz zunächst nur verwirrt und geblendet. Naturgemäß hatten Viele in Luthers Worten nur das „Los von Rom“ gehört, und das Wort von der christlichen Freiheit wirkte nicht immer und überall so, wie es gemeint war.

Es mag auffallen und auf den ersten Blick sogar befremdlich erscheinen, daß Hans Sachs in diesen beiden letzten Dialogen durch die mehrfache geflissentliche Gegenüberstellung von Lutherischen und Evangelischen gewissermaßen einen Gegensatz zwischen beiden zu konstruieren scheint. Er spricht von dem ärgerlichen Lebenswandel Etlicher, die sich „Lutherische“ nennen und stellt geradezu dem „Lutherischen“ (Peter) sich selbst als einen „Evangelischen“ gegenüber. Dieser Umstand hat zu teilweise sehr seltsamen Folgerungen Anlaß gegeben, ja man hat sogar unsern Schuhmacher in einen gewissen Gegensatz zu Luther selbst bringen und aus den Dialogen die Bestätigung eines schon damals bestehenden Parteizerwürfnisses unter den Anhängern der Reformation herauslesen wollen.[1]) Und doch liegt bei näherem Zu-

---

[1]) Schon Schultheiß, a. a. O. S. 19 hat diesen Umstand besonders hervorgehoben, mit dem Hinzufügen, daß derselbe ein Beweis dafür sei, wie wenig Hans Sachs geneigt gewesen sei, auf Luthers Namen, bei aller Verehrung für den großen Mann, zu schwören, während neuerdings L. Keller, Johann von Staupitz und die Anfänge der Reformation, Leipzig 1888, S. 181—188, auf Grund eben dieses Umstandes und unter Berufung auf Schultheiß unsern Schuhmacher gar für seine altevangelische Gemeinde im Gegensatz zur lutherischen Reformation reklamiert hat. Er behauptet, ‚daß Hans Sachs jetzt ganz bestimmt und klar nicht zwei sondern drei Parteien unterscheidet, nämlich die Römischen, die Lutherischen und die Evangelischen, und daß er die Letzteren in einen ganz bestimmten Gegensatz zu denen, die sich lutherisch nennen, bringt‘. Ja, er betrachtet den vierten Dialog geradezu als eine Verteidigungsschrift der Evangelischen und gewissermaßen als ihr Programm. Die Willkürlichkeit dieser ganzen Konstruktion wird aus dem oben Gesagten zur Genüge deutlich geworden sein. Schon früher, in seiner Monographie über Hans Denck (Ein Apostel der Wiedertäufer. Leipzig 1882, S. 33) hatte L. Keller, wie beiläufig bemerkt sein mag, einige Aeußerungen aus jenem vierten Dialog herausgegriffen, um zu beweisen, daß ‚gerade die besten Männer der Stadt, die selbst durchaus nicht katholisch waren, die damaligen Anhänger der neuen Lehre in einem sehr ungünstigen Lichte darstellten‘.

sehen die Sachlage so klar und deutlich, daß ein solches Mißverständnis schwer zu begreifen ist. Daß von einem Gegensatz des Hans Sachs zu Luther selbst nicht wohl die Rede sein kann, liegt doch klar am Tage. Denn der Mann, der im Jahre zuvor das Lied von der ‚Wittenbergischen Nachtigall‘ gesungen und frei und öffentlich zu der Lehre, ‚wie Luther sie an den Tag gebracht‘, sich bekannt hatte, dessen Dialoge völlig im Bannkreise Lutherscher Gedanken und Anschauungen stehen, ganz und gar von seinem Geist durchtränkt, von seiner Lehre getragen sind, der Mann, der auch hier ausdrücklich und aufs wärmste zu dem Wittenberger sich bekennt und diesen als den größten christlichen Lehrer feiert, der seit der Apostel Zeiten gewesen ist — der Mann war wahrlich so gut lutherisch wie nur Einer und betrachtete den Namen als einen Ehrentitel, den er mit Stolz trug und den er mit einer gewissen Eifersucht hütete. Und eben aus diesem letzteren Grunde erklärt es sich, daß er gegen jeden Mißbrauch dieses Namens überaus empfindlich war und gegen jede unbefugte Anwendung desselben Einspruch erhob. Er lehnte ihn ab, einmal den Römischen gegenüber, weil in ihrem Munde der Name einen fatalen sektiererischen Beigeschmack bekam, und hielt diesen entgegen, daß er nicht lutherisch, sondern ein Evangelischer sei, d. h. daß er nicht an Luther glaube, sondern an das von diesem an den Tag gebrachte Evangelium. Und er lehnte ihn zum andern ab jenen lutherischen Heißspornen gegenüber, die das ‚lutherisch‘ immer im Munde führten, ihr Luthertum aber hauptsächlich nur dadurch bethätigten, daß sie die Gebräuche der alten Kirche mißachteten, mit einer gewissen Ostentation am Freitag Fleisch aßen und fleißig über Pfaffen und Mönche herzogen.[1]) Aber auch in diesem Falle ist es doch nur der Mißbrauch des lutherischen Namens, dem er wehren möchte; er will eben nicht, daß Luther, der ‚fromme Mann‘, zu einem ‚Deckmantel der Unschicklichkeit‘ werde, und darum ruft er diesen Scheinlutherischen wieder und wieder ins Gewissen, daß das Recht, sich lutherisch

[1]) Luther selbst schrieb einmal mit bitterem Sarkasmus: ‚Wir sind Christen leider! mit Bilderzerbrechen, Fleischessen und andern äußerlichen Dingen; aber Glaube und Liebe, da die Macht liegt, will nirgend hernach‘. (25. April 1522. de Wette II, 189.)

zu nennen auf die Voraussetzung eines rechten evangelischen Wandels gegründet sei.[1])

[1]) Auch in allen diesen Ausführungen ist der direkte Einfluß Luthers unverkennbar. Als dieser Anfangs Dezember 1521 von der Wartburg aus seinen kurzen heimlichen Besuch in Wittenberg unternahm, wurde er ‚unterwegs durch mancherlei Gerücht beunruhigt, daß sich Etliche der Unsern ungebührlich benehmen‘. (Brief an Spalatin, de Wette II, 109.) In der bald darauf (im Februar 1522) erschienenen Schrift: ‚Treue Vermahnung zu allen Christen sich zu hüten vor Aufruhr und Empörung‘ (Erl. Ausg. Bd. 22, S. 43 ff.) heißt es u. a.: ‚Aber hie in diesem Treiben muß ich abermal Etliche vermahnen, die dem heil. Evangelio einen großen Abfall und Nachreden machen. Es sind Etliche, so sie ein Blatt oder zwei gelesen, oder eine Predigt gehört, rips raps ausher wischen, und nichts mehr thun, denn überfahren und versprechen die andern mit ihrem Wesen, als die nicht evangelisch seien . . . Das hab ich Niemand gelehrt und St. Paulus hat es hart verboten. Sie thuns nur darum, daß sie wollen etwas Neues wissen und gut Lutherisch gesehen sein. Aber sie mißbrauchen des heiligen Evangelii zu ihrem Mutwillen. . . . Nit also, du Narr, höre und laß dir sagen: Zum ersten bitt ich, man woll meines Namens geschweigen und sich nicht Lutherisch, sondern Christen heißen. Was ist Luther? Ist doch die Lehre nicht mein. So bin ich auch für Niemand gekreuzigt. Sankt Paulus 1. Kor. 3 wollte nicht leiden, daß die Christen sich wollten heißen Paulisch oder Petersch, sondern Christen. Wie käme denn ich armer stinkender Madensack dazu, daß man die Kinder Gottes sollt mit meinem heillosen Namen nennen? Nicht also, lieben Freunde, laßt uns tilgen die parteiischen Namen und Christen heißen, deß Lehre wir haben. . . . Ich habe mit der Gemeinde die einige gemeine Lehre Christi, der allein unser Meister ist. (S. 55. 56.) . . . Wenn du vor diesen Leuten (den Einfältigen und Schwachen) deine große Kunst willst erzeigen und so kurz herfährst und giebst vor, wie sie nicht recht beten, fasten, Messe halten, und willst Fleisch, Eier, dies und das essen auf den Freitag und sagest nicht daneben mit Sanftmütigkeit und Furcht Ursach und Grund, so kann ein solch einfältig Herz dich nicht anders achten, denn daß du ein stolzer, frecher, freveler Mensch seiest, als denn auch wahr ist, und meinet, man solle nicht beten, nicht Gutes thun, Messe sei nichts u. dgl. Welches Irrtums und Anstoßes du Ursach und schuldig bist. Daher es denn kommt, daß sie übel richten und reden dem heil. Evangelio und meinen, man habe dich ungeheuerliche Dinge gelehrt. . . . Wir sollen, wie St. Petrus lehrt, einen guten Wandel führen unter den Heiden, daß sie uns nichts Uebles mögen nachsagen mit Wahrheit, wie sie gern wollten. Sie hörens gar gern, so du dich dieser Lehre rühmest und den schwachen Herzen ärgerlich bist, auf daß sie die ganze Lehre mögen ärgerlich und schädlich beschreien. . . . Gott geb uns allen, daß wir auch leben, wie wir lehren und die Worte auch in

Ebenso kann es heute befremden, daß Hans Sachs mit besonderem Nachdruck grade den Geiz als ein Laster der Lutherischen in den Vordergrund stellt. Aber wir müssen im Auge behalten, daß er damit eine volkswirtschaftliche Frage berührte, welche eben in jenen Tagen zu einer brennenden und vielumstrittenen geworden war. Denn was der Römische in dem Gespräch mit dem Junker unter Geiz begreift, ist in erster Linie nichts anderes als das Zinsnehmen, das unserm Schuhmacher im Einklang mit der mittelalterlichen Anschauung im allgemeinen schlechtweg als Wucher[1]) galt, wenn er auch einen gewissen Unterschied zwischen erlaubtem und unerlaubtem Zinsnehmen zugestand. Der katholischen Kirche war bisher jedes Zinsnehmen von Darlehen nicht nur ein Gegenstand von Bedenken, sondern auch von Verboten gewesen, und gerade jetzt erst hatte die gewaltige Steigerung des Verkehrs und die plötzliche Erweiterung des geographischen und politischen Horizonts diese Frage aufs neue auf die Tagesordnung gesetzt und ein lebhaftes Für und Wider veranlaßt.[2]) Es hatte nicht wenig Staub aufgewirbelt, als Luthers Gegner, Dr. Eck, bei einer Disputation in Bologna für die sittliche Zulässigkeit einer mäßigen Zinsforderung eingetreten war; das erschien vielen als laxe Moral anstößig und bedenklich, so daß an zahlreichen Protesten kein Mangel war. Daß Hans Sachs seinerseits dem

die That bringen. Unser ist viel, die da sagen ‚Herr, Herr‘ und loben die Lehre, aber das Thun und Folgen will nicht hernach.‘ (S. 57. 58. 59.) — Die mannigfachen, fast wörtlichen Anlehnungen unseres vierten Dialogs an diese ‚treue Vermahnung‘ liegen klar vor Augen, und schon die Erinnerung an diese Schrift Luthers hätte Keller vor der kühnen Behauptung bewahren können, daß sich Hans Sachs in jenem Dialog in einen direkten Gegensatz zu Luther gestellt habe.

[1]) In dem aus dem Anfang der zwanziger Jahre stammenden Gespräch ‚Von der gült‘ (bei O. Schade II² S. 73 ff.) sagt der Bauer zu dem Zinsen nehmenden Bürger: ‚Was ist gült anderst dann wucher?‘ Und als der Bürger und der Pfaffe ihm immer wieder den Unterschied zwischen beiden klar machen wollen, erwiedert er: ‚Ja man teuft zwei kint, das ein heißt Fritzel und heißt es auch Friederich, das ander heißt man Hensel und heißt auch Hans: noch ist ieglichs ein kint . . . also ist auch gelt hinleihen umb genuß, heißt mans schon gült, so ist es doch wucher . . .‘

[2]) Vergl. K. Benrath in seiner Ausgabe von Luthers ‚An den christlichen Adel‘ Halle 1884, S. 109 und O. Schade, a. a. O. II² S. 297 f.

schwierigen nationalökonomischen Problem, das durch die völlige Veränderung der einfachen Geldverhältnisse des Mittelalters aufgeworfen worden war, unklar und befangen gegenüberstand, kann nicht eben befremden, und zwar vollends nicht, wenn wir sehen, wie er auch hier völlig mit Luther im Einklang ist.[1]) Gleich diesem hält er im Wesentlichen an der Forderung Jesu fest, daß man ‚willig sich leihen solle, ohne allen Ansatz der Zinse', wollte also auch in diesem Punkte mit dem Evangelium bitter Ernst gemacht wissen. Schroff hatte Luther, Eck gegenüber, die sittliche Zulässigkeit des Zinsnehmens verneint und im siebenundzwanzigsten Artikel seiner Schrift an den christlichen Adel den Zinskauf geradezu als das ‚größte Unglück deutscher Nation' gebrandmarkt. Freilich hatte er hinzugefügt: ‚Ich befehle das den Weltverständigen. Ich, als ein Theologus, habe nicht mehr daran zu strafen, denn das bloße ärgerliche Ansehen, davon St. Paulus sagt: Hütet euch vor allem bösen Ansehen oder Schein.' Auch der bescheidene Handwerker war in dieser Frage kein ‚Weltverständiger', sondern auch er glaubte das Problem einfach durch die Berufung auf die Schrift lösen zu können. Daneben geißelte er freilich auch den eigentlichen Geiz, Eigennutz und Habsucht und wies seine lutherischen Brüder eindringlich auf das Apostelwort hin, daß der Geiz die Wurzel alles Uebels sei.[2])

---

[1]) Vergl. ‚Ein sermon von dem wucher Doktoris Martini Luther' vom Jahre 1519. Hier heißt es: ‚Christus spricht: ‚wenn ir nür denen leihet, von welchen ir wartet, daß sie euch wider leihen, was ist das fur ein wolthat? leihen doch die bösen sunder einer dem andern, daß sie gleich desselben mügen wider haben'. item solt ir leihen und nichts darfur gewarten ... nun ist leihen nit leihen, es geschech dann on allen auffatz und einigen vorteil, wie gesagt ist'. Und weiter: ‚Es sei sit oder unsit, so ist es nit christenlich noch götlich noch natürlich, und hilft kein exempel da wider: dann es steet geschriben ‚du solt nit volgen dem haufen böses zu thun, sondern got und sein gebot über alle ding eren'.

[2]) Auch in seinen Dichtungen kommt er wiederholt darauf zurück. So heißt es beispielsweise in dem Gedicht ‚Die sieben haubtlaster'. (Keller I, S. 357): ‚Geitz ist ein begirlicher sin | Nach zeytlichem reichthumb und gwyn, | On ruh und rast, nacht unde tag, | Mit recht und unrecht wie es mag, | Mit vorteyl, practick, list und liegen, | Mit falscheyt, untrew und betriegen, | Mit falsch schweren, wucher, fürkauffen, | Mit sparen, kratzen als zuhauffen, | Ein unersatliche verschlickung, | Gemeines nutz ein underdrückung, | Auch ein be-

Ganz anderer Art sind seine Klagen im weiteren Verlaufe des dritten und im ganzen vierten Gespräch. Rückhaltlos giebt er den Gegnern zu, daß auf den evangelischen Kanzeln ebenso wie in den evangelischen Häusern, in den Wirtshäusern und auf den Gassen vieles nicht so sei, wie es sein sollte, und daß eben auch unter den Evangelischen allerlei ‚Rutzigs und Reudigs' oder, um mit Luthers Worten zu reden, ‚viel Wetterhähne, falsche Brüder und dergleichen Unkraut', zu finden seien. Denn hier wie anderwärts gab es deren genug, die sich einbildeten, am Freitag Fleisch essen sei das Hauptkennzeichen eines Evangelischen, ja sie thäten wohl gar ein gutes Werk damit; auch hier hielt sich Mancher schon darum für gut evangelisch, weil er tapfer auf Mönche und Pfaffen schimpfte; auch glaubte einer und der andere Geistliche genug zu thun, wenn er auf der Kanzel wider die Römischen eiferte und polterte und darüber den inneren Ausbau seiner Gemeinde vernachlässigte. Erst unlängst hatten gerade in Nürnberg mancherlei unliebsame Vorkommnisse Aergernis erregt und den Römischen zu Klagen über den Wandel der Evangelischen neuen Anlaß gegeben. Unter den Geistlichen war es namentlich Andreas Osiander[1]) selbst, welcher mehr als einmal den rechten geistlichen Takt vermissen und sich von seinem Eifer zu unziemlichen Ausfällen und Schmähungen hinreißen ließ. Papst, Kardinal und Bischof hatte er öffentlich auf der Kanzel als Antichrist, Widerchristen, Seelmörder und Teufelskinder geschmäht, und dadurch nicht nur, wie natürlich, bei den Römischen, sondern auch bei vielen ernsten Gliedern seiner eigenen Gemeinde Anstoß erregt.[2]) Im Jahre vor dem Erscheinen der ‚Dialoge' hatten

schloßne hand den armen, | Ein verstockt hertz on als erbarmen. | In summa Paulus uns verkünd, | Geitz sey ein wurtzel aller sünd, | Des fur der reich in helle grund'.

[1]) W. Möller, Andreas Osiander. Elberfeld 1870. S. 14.

[2]) Hans Sachs legt im ersten Dialog dem Chorherrn über Luther die Worte in den Mund: ‚Wie hat er den allerheiligsten vater den bapst, die heiligen väter und uns wirdige herren außgeholhipt, wie ein holhipbub'. [Hippen oder Holhippen sind ein Backwerk, welches die Holhipbuben oder Holhipper, die als Typus loser Jungen galten, austrugen.] Denselben Ausdruck gebraucht in einem Briefe vom 9. August 1533 Lazarus Spengler von Osiander: ‚Aber da stand Osiander auf der Kanzel mit einem so verbitterten

Evangelische dem Bischof von Bamberg bei seinem Aufenthalt in Nürnberg nächtens rohe Schmählieder vorgebrüllt, während Thomas Murner, der ‚Eulenspiegel und Thersites in der Kutte' bei seinen Gängen durch die Stadt von den Buben ‚wie ein Narr umhergetrieben und mit dem Spottruf: ‚Murnarr, Murnarr!' verfolgt worden war. Natürlich waren solche Vorkommnisse für die Römischen nur Wasser auf ihre Mühle. Was lag bei der allgemeinen Erregung der Zeit näher, als solche Einzelfälle zu verallgemeinern, über einen durch die Reformation hervorgerufenen Niedergang der allgemeinen Sittlichkeit zu jammern und der Lehre Luthers für solche Aergernisse die Verantwortlichkeit aufzubürden? War doch selbst ein Mann wie Pirkheimer, nachdem er der Sache der Reformation innerlich mehr und mehr entfremdet war, nur zu geneigt, diese Uebelstände dem von Luther verkündeten Evangelium zur Last zu legen und jede versittlichende Wirkung der Reformation schlechtweg zu verneinen! Christus hat ja genug für uns gethan, so spottete er, so daß wir uns nun ‚sicher aufs Ohr legen und müßig und in allen Lüsten ersoffen, aufs angenehmste leben' können.[1]) Befremdlicher ist es, wenn noch heutiges Tages römische Geschichtsschreiber in dieser Frage gern unsern Hans Sachs als klassischen Zeugen aufrufen, da Niemand bündiger und treffender als er selbst derlei leichtfertige Schlußfolgerungen zurückgewiesen hat und zudem derlei Klagen für oder gegen Luthers Werk schon aus dem Grunde gar nichts beweisen können, weil noch keinerlei moral-statistische Grundlage zur Vergleichung der Zeit vor und nach Luthers Auftreten vorhanden ist.[2]) Hans Sachs kann doch im Gegenteil

---

Gemüt und einem so ungeschickten Holhyppen, dergleichen ohne Zweifel in Nürnberg auf offener Kanzel nit viel beschehen ist'. 1534 erschien eine Schmähschrift gegen Luther in Dialogform unter dem Titel: ‚Martin Luthers Klagred, daß er so gar nit hippen und schänden kann'. Auch in der ‚Lutherisch Strebkatz' (1524 oder 1525) heißt es über Murner: ‚Durch gschrift so thustu nichtset dar: | Das schafft, du bist ir nit geübt, | Allein zu hippen dir geliebt.' O. Schade III², 123.

[1]) Vergl. Fr. Roth, Wilibald Pirkheimer. Halle 1887. S. 60.

[2]) So bemerkt treffend Max Lenz gegen Janssen: ‚Janssens Geschichte des deutschen Volkes. Ein Beitrag zur Kritik ultramontaner Geschichtsschreibung'. München 1883, S. 52.

nur dafür als ein berufener Zeuge gelten, wie die Reformation im deutschen Bürgertum die sittlichen Ideale neu geweckt und gestärkt hat, und mit welch' klarer Entschiedenheit dieses jetzt seines sittlichen Gegensatzes zu der Moral der mittelalterlichen Kirche sich bewußt war. Denn wohl nie ist aus eines einfachen Bürgers Munde schöner und eindringlicher das wahrhaft evangelische Leben geschildert worden als in diesen ‚Dialogen' unseres Schuhmachers.

Drittes Kapitel.

Protestantische Polemik und evangelische Zeugnisse.

Dich sollen die pforten der hellen
Nicht überweltigen noch fellen.
Hans Sachs.

‚Ihr habt freilich das Büchlein zu Nürnberg ausgangen mit den Figuren wohl gesehen, darin des Papsttums ja nicht vergessen ist. Es ist mit dem Antichrist auf die Hefen kommen und Christus will sein ein Ende machen, deß sei Gott gelobt in Ewigkeit Amen‘. So schrieb Luther am 29. April 1527 an Spalatin[1]) über eine von Osiander herausgegebene Bilderpolemik gegen das Papsttum, an der Hans Sachs durch die von ihm beigesteuerten, die Bilder erklärenden Reime beteiligt war. Luther war über das Büchlein, das ihm Lauf und Schicksal des Papsttums mit wunderbarer Eigentümlichkeit vorauszusagen schien, so erfreut, daß er es gar in Wittenberg wieder aufzulegen gedachte, denn ihm erschienen diese bildlichen Darstellungen als ein besonders wirksames Anschauungsmittel, das auch den des Lesens unkundigen Laien des ‚Antichrists Wesen und Gräuel‘ deutlich zu machen im Stande war. Die Gegenüberstellung Christi und des antichristischen Papsttums findet sich schon in der vorreformatorischen, besonders auch in der von Wiclif und Hus beeinflußten Litteratur; auch graphische Darstellungen dieser Antithese waren schon früher vorhanden. In Luther selbst war die Ueberzeugung von dem Antichristentum in Rom allmählich aber unaufhaltsam gewachsen; immer stärker hatte sich seiner Seele der Gedanke bemächtigt, daß das Antichristentum nicht erst

---

[1]) De Wette III, 169. Vgl. ferner: Tischreden bei Förstemann-Bindseil III, 189 und Colloquia ed. Bindseil III, 238.

der Zukunft angehören werde, sondern schon in der Papstkirche zur Wirklichkeit geworden sei. Der Nachweis hierfür bildet nicht zuletzt den Inhalt seines Aufrufs ‚An den christlichen Adel', und noch unmittelbar vor seiner Fahrt gen Worms suchte er diese Anschauung — in der Schrift Contra Ambrosium Catharinum — durch Schriftbeweise zu stützen. Völlig aus seinen Gedanken und Anregungen heraus erwuchsen dann (1521) die Holzschnitte Lukas Cranachs zu dem ‚Passional Christi und Antichristi', denen Melanchthon unter Beihilfe des Juristen Joh. Schwertfeger die Unterschriften hinzufügte.[1]) Luther, der sogar die Kinder singen ließ: ‚Erhalt' uns Herr bei deinem Wort und steu'r des Papsts und Türken Mord', hat dann wiederholt dieser Bilderpolemik sich bedient, bis zu der derben und grobkörnigen ‚Abbildung des Papstum',[2]) die er im Jahre vor seinem Tode seinem kaum minder derben, ‚letzten großen Zeugnisse gegen das Papsttum' folgen ließ.[3]) Auch unlängst erst, zu Neujahr 1526, war zu Wittenberg ein mit Cranachschen Holzschnitten ausgestattetes Schriftchen mit gleicher Tendenz erschienen, das Luther mit einem Vor- und Nachworte versehen hatte. ‚Lieben Freunde — so hatte er das letztere geschlossen — laßt uns aufs neue wieder anfangen, schreiben, dichten, reimen, singen, malen und zeigen, das edle Götzengeschlecht, wie sie verdienen und werth sind .... Und zum Anheben schenk' ich als der Erste zu diesem neuen Jahr dies Büchlein, wie mirs ist durch fromme Leute zugeschickt. Es ist nicht ein Schmachbuch noch Lästerschrift, sondern eine öffentliche Strafe des öffentlichen unverschämten Gräuels und Teufelsspiels, welches Gott will gestraft haben'.

In Nürnberg fiel diese Mahnung, aufs Neue zu schreiben, zu dichten und zu malen auf fruchtbaren Boden. Noch in demselben Jahre gab der Buchdrucker und Briefmaler Hans

[1]) Vergl. G. Kaweraus Einleitung zum Neudruck des ‚Passionals' in den ‚Deutschen Drucken älterer Zeit' Berlin 1885. S. XX f.

[2]) Vergl. C. Wendeler, M. Luthers Bilderpolemik gegen das Papsttum von 1545 im Archiv für Litteraturgeschichte XIV, 17 ff.

[3]) ‚Wider das Bapstum zu Rom', Wittenberg 1545. Vergl. J. Köstlin, Luther und J. Janssen. Halle 1883. S. 63.

Wandereisen jenes Wittenbergische Büchlein neu heraus,[1] jedoch mit Hinweglassung der Lutherschen Zusätze und mit geringen dialektischen Veränderungen der Verse, während zugleich die Cranachschen Holzschnitte durch solche von Sebald Beham ersetzt waren. Die von diesem gezeichneten 74 Figuren — auf der ersten Seite der Papst, auf der folgenden je zwei Kleriker — sind frei von jedem satirischen und karikaturenhaften Charakter, und man hat das Büchlein mit Recht als eine Art geistliches Trachtenbuch bezeichnet,[2] da hier die sämmtlichen Mitglieder der römischen Hierarchie in Einzelbildnissen mit genauer Beobachtung ihrer eigentümlichen Gewandungen vertreten sind. Aber doch war auch diese Schrift durch die in den Versen scharf ausgeprägte polemische Tendenz ein wirksames Agitationsmittel und reihte sich auch in dieser neuen Gestalt jener antirömischen Bilderlitteratur ein, welche Luther als seinen volkstümlichsten Bundesgenossen auf jede Weise beförderte.

Dieser Flugschrift nun folgte zu Anfang des Jahres 1527 jene Osiandersche Publikation, die noch weit wuchtiger und eindrucksvoller gegen den römischen Antichrist zu Felde zog. ‚Eine wunderliche Weissagung von dem Papsttum' ist sie betitelt,[3] und neben dem Namen des Pfarrers an S. Lorenz trägt sie auf dem ersten Blatte den unseres ‚tollen' Schusters, der jeden Holzschnitt durch je zwei Reimpaare erläutert hat. Auf eine doppelte Vorlage berief sich Osiander in seiner Vorrede: auf ein Exemplar der ‚sehr alten' Bilder, das im Nürnberger

---

[1]) Das Bapstum mit seynen gliedern gemalet vnd beschryben gebessert vnd gemehrt. 1526.

[2]) A. Rosenberg, Sebald und Barthel Beham. Leipzig 1875. S. 11, 126 und 138.

[3]) Ein wunderliche Weissagung, von dem Bapstumb, wie es yhm bis an das ende der welt gehen sol, ynn figuren odder gemelde begriffen, gefunden zu Nurmberg, ym Cartheuserkloster, vnd ist sehr alt. Ein vorred Andreas Osianders. Mit gutter, verstendtlicher Auslegung, durch geleerte leut, verklert. Wilche Hans Sachs jn Deutsche reymen gefasset, vnd darzu gesetzt hat. Jm M. D. xxvij Jare. 5 Bg. 4. mit 30 Holzschnitten. — Vgl. G. E. Waldau, Vermischte Beyträge zur Geschichte der Stadt Nürnberg. II. Nürnberg 1787. S. 350—361. Ein Verzeichnis der Ausgaben bei Weller a. a. O. Nr. 216, ausführliche Analyse des Inhalts bei W. Möller a. a. O. S. 97—103.

Kartäuserkloster, auf ein anderes, das in der dortigen Ratsbibliothek vorhanden sei, während jedoch in der That dem Büchlein die erst 1515 zu Bologna gedruckten Vaticinia Joachimi zu Grunde lagen. Die später auch von Theophrastus Paracelsus (1570) gedeuteten ‚wunderlichen‘ Weissagungen selbst stammten aus den Kreisen der strengen Franciskaner, der Spiritualen, die den Abt Joachim von Fiore in Calabrien [1]) als gottgesandten Seher, als Deuter der Zeichen der Gegenwart, als Propheten des Geheimnisses der Zukunft feierten. Es herrschte in diesen Gemeinden visionärer Apokalyptiker, die in dem Glauben an das bald kommende Reich Gottes lebten, eine tiefe Abneigung gegen die verweltlichte Kirche und ein leidenschaftlicher Reformdrang. Sie waren erfüllt von einem tiefen Widerwillen gegen das lediglich überlieferte, trocken historische Christentum ebenso, wie gegen alles Menschenwerk äußerer Formen und Satzungen. Sie glaubten an das nahe bevorstehende Ende der Religion des Buchstabens und an das Kommen einer Geisteskirche, da man nicht mehr durch einen Spiegel in einem dunklen Worte sehen werde, sondern von Angesicht zu Angesicht, womit dann alle sinnfälligen äußeren Bräuche von selbst schwinden würden. Sie hofften auf ein Zeitalter des heiligen Geistes, welches das in die Kirche eingedrungene antichristische Wesen stürzen sollte und hielten an dem Glauben Joachims fest, daß in erster Linie das asketische Mönchtum zur Neugestaltung der verweltlichten Kirche berufen sei. So bildeten sie eine schwärmerische Theologie aus, die zugleich mit aufklärerischen Elementen reichlich versetzt war und verfolgten damit mehr oder minder bewußt eine antikatholische Tendenz, die jedoch in ihrem Aufschwung immer wieder durch das Gewicht katholischer Reminiscenzen gehemmt wurde.

Die Bilder nun, in welchem dem Papsttum prophezeit wird, ‚wie es ihm bis an das Ende der Welt gehen soll‘, zeigen in einzelnen drastischen Darstellungen den allmählichen Verweltlichungsproceß, in welchem der Papst schließlich vom Statthalter Christi zum Antichrist sich verwandelt hat, bis ihm zuletzt das Einhorn, ein altes Symbol sowohl Christi als auch der mönchischen

[1]) H. Reuter, Geschichte der religiösen Aufklärung im Mittelalter II. Berlin 1877. S. 191 ff.

Enthaltsamkeit und Einsamkeit, seine dreifache Krone zum Wanken bringt. Eines näheren Eingehens auf die Bilder im Einzelnen können wir uns enthalten, da für uns nur die Verse des Hans Sachs von Interesse sind; immerhin wird schon aus jener summarischen Inhaltsangabe ersichtlich sein, wie sehr diese Darstellungen zur Umdeutung im reformatorischen Sinne sich eigneten. Und gerade Osianders agitatorischer Natur mußte diese populäre und effectvolle Form der Polemik ganz besonders willkommen sein. Denn hier konnte er seinem streitbaren Eifer die Zügel schießen lassen und brauchte die Worte nicht ängstlich abzuwägen. Für die Einfältigen — so bemerkte er in seiner Vorrede — habe er den Bildern eine Auslegung hinzugefügt und er schloß in energischem Tone mit dieser Mahnung an die Römischen: „Ich will auch hiemit die Papisten vermahnet haben, daß sie sehen wollen, wie es doch um sie stehe, und sich darein schicken. Denn sie müssen herunter, da hilft nichts für, sie haben nur die Wahl, ob sie sich freundlich und ohne Schaden wollen herab lassen führen, oder ob sie feindlich zu ihrem Nachteil wollen herabgestürzt sein. Es werdens ja nicht Christen thun, aber es wird Gott wohl eine Rute finden, deß haben wir wohl eine gewissere Prophecey, denn diese ist; die wird uns nicht lügen".

Einige Abänderungen der Vorlage waren allerdings, um diese dem reformatorischen Zweck dienstbar zu machen, nicht zu vermeiden. Davon ist die wichtigste die, daß im zwanzigsten Bilde für den Papst, der eine Rose in der rechten und eine Sichel in der Linken trägt, während daneben ein Feuerstrahl und ein menschliches Bein sichtbar sind, ein Mönch eingesetzt wurde, wobei die Rose, als das Wappen Luthers, über die richtige Deutung keinen Zweifel ließ. Zum Ueberfluß fügte Osiander noch hinzu: ‚Damit man aber sehe, wer der Mönch sei, so steht er da in seiner Kleidung und hat sein Zeichen, die Rose, in der Hand, ich meine ja, es sei der Luther. Dieweil aber Jesaias spricht: Alles Fleisch ist wie Gras, stehet er da mit einer Sicheln und schneidets ab, nicht Gras, sondern Fleisch und Alles was fleischlich ist. Denn dawider predigt er und wenn es ausgereutet ist, wird er mit dem Feuereisen das Feuer christlicher Liebe, das erloschen ist, wieder aufschlagen und an-

zünden'. Und Hans Sachs seinerseits erläuterte das Bild mit dem Verslein:

> Das tet der helt Martinus Luther,
> Der macht das evangeli lauter.
> All menschenler er ganz abhaut
> Und selig spricht, wer Got vertraut.

Luther selbst lehnte jedoch in einem Briefe an Wenzel Link (19. Mai 1527) diese Deutung ab und wollte die Rose nicht auf sich persönlich, sondern auf das evangelische Amt überhaupt bezogen wissen.

Hans Sachs entledigte sich seiner Aufgabe mit Takt und Geschick und blieb auch hier im Vergleich zu dem in dieser Bilderpolemik meist üblichen Ton in der Form besonnen und maßvoll, so daß er an der späteren obrigkeitlichen Maßregelung ziemlich unschuldig war. Unter jeden der dreißig Holzschnitte setzte er sein erläuterndes Sprüchlein,[1]) von denen natürlich eins und das andere durch den Zwang des gegebenen Themas ziemlich steif und ungelenk geraten ist.

> Weyl sich der Bapst von Got abwendt
> Auff gut vnd weltlich regiment
> Zu blut vergiessen, krieg vnd streyt
> Ist er kein Hirt der Christenheyt —

so hebt er an, um dann in den folgenden Versen dem Papst und seinem ‚fuchslistigen Hofgesinde' ihr Sündenregister im Einzelnen vorzuhalten. Gegen Kaiser und weltliche Obrigkeit habe der Papst sich aufgelehnt und geberde sich selbst als ein gewaltiger weltlicher Herr. Mit vielen Gesetzen und Geboten halte er die Gewissen umstrickt; mit Ablaß- und Türkengeld raffe er die Schätze dieser Welt zusammen; alle Zucht, Ehre und Frömmigkeit sei in seinem Reiche verschwunden. Da aber begann der ‚Held Martin Luther' auf Gottes Geheiß den Kampf:

> Das gotlich wort was krefftig starck
> Vnd decket auff das Bapstumb arck
> Mit gunst etlicher Stet vnd Fürsten
> Die auch nach Gottes wort was dürsten.

Da wurden die durch ‚päpstliche Schinderei' bedrückten Gewissen frei und Gottes Wort strahlte wieder ‚hell und lauter', nachdem

[1]) Die Verse sind wieder abgedruckt bei Weller a. a. O. S. 109—114.

es so lange durch päpstliche List verdunkelt gewesen war. Und bald werde nun auch die Zeit kommen, da des Papstes Regiment ein ‚grausames Ende' finden, er seine Schuld bekennen und sich einen Knecht der Knechte nennen werde. Dann werde Gott selber seiner Gemeinde getreue Knechte einsetzen und sie durch seinen Geist stärken, auf daß sie den himmlischen Schatz, das lautere Evangelium, hüten und von aller Menschenlehre und allem menschlichen Zusatze reinhalten, bis einst Christus selbst zum letzten Gerichte erscheinen wird. Hans Sachs fügt zuguterletzt diesen Sprüchen noch eine ‚Beschlußrede' hinzu, in welcher er den Inhalt jener noch einmal kurz zusammenfaßt, um endlich mit der Nutzanwendung zu schließen:

Darumb wer oren hab der hoer
Von lueg sich zu der warheyt keer.

Das Büchlein, das so frisch und populär in die reformatorische Volksbewegung eingriff, fand, wie die mehrfachen Ausgaben beweisen, starken Absatz. Das Unternehmen der beiden Herausgeber, des Pfarrers und des Schuhmachers, hatte sich somit als die Ausführung eines glücklichen Gedankens bewährt und sie hatten alle Ursache, mit dem Erfolge zufrieden zu sein. Aber der Nürnberger Rat, der in diesen erregten Jahren in seiner Censurpraxis durch das Hin und Her widerstreitender Interessen und Rücksichten ziemlich kopflos geworden war, that plötzlich über diese kecke und rücksichtslose Polemik sehr erschrocken und beschloß, einmal ein Exempel zu statuieren, obwohl gerade in diesem Falle eine so rigorose Maßregel schwerlich geboten war. Er hatte es früher schon, seit die ersten Stürme der Reformation über die alte Reichsstadt hereingebrochen waren, an mancherlei Warnungen und Verboten nicht fehlen lassen, aber durch sein schwankendes und unsicheres Verhalten nur wenig ausgerichtet und die Drucker und Verbreiter lutherischer und antipäpstischer Flugschriften keineswegs abgeschreckt. Mochte ein solches Büchlein immerhin verboten sein: die Buchführer fanden Mittel und Wege genug, es einzuschmuggeln und gerade je verpönter eine Schrift war, desto leichter fand sie Abnehmer, desto teurer wurde sie bezahlt, desto eifriger studiert und gelesen. Derjenige Buchdrucker, welcher 1518 auf Veranlassung der

Augustinermönche Luthers deutschen Traktat wider den Ablaß gedruckt hatte, war noch mit einem leichten Verweise davongekommen und erst 1521 war gleichzeitig mit der Veröffentlichung des Wormser Edikts allen Buchführern das Feilhalten und der Verkauf ‚der Lutherschen Büchlein und anderer Schmähschriften' verboten worden. Im nächsten Jahre hatte man das Verbot erneuert, aber ohne jeden sichtbaren Erfolg, zumal der Rat selbst es damit nicht allzu ernst gemeint hatte. Nur selten schritt er einmal auf das Andrängen der Reichsregierung wirklich ein, ließ aber im übrigen die Drucker wie die litterarischen Verfechter der Reformation so gut wie unbehelligt. Nur gegen einzelne, ihm besonders anstößig erscheinende Schriften hielt er ein Einschreiten für erforderlich: so 1523 gegen die ‚Praktika' des Barfüßermönchs Kettenbach wegen der darin enthaltenen Schmähungen des Kaisers und des Papstes, sowie gegen Luthers Büchlein wider Heinrich VIII. von England und alle diejenigen seiner Schriften, in welchen Kaiser und Fürsten Narren gescholten wurden. Dann machte ihm die seit dem Herbst 1524 in Nürnberg auftretende Carlstadt-Münzerische Richtung viel zu schaffen und veranlaßte ihn mehrmals, gegen diejenigen, welche lose Reden führten oder unerlaubte Bücher vervielfältigten und vertrieben, mit Verwarnungen oder Gefängnisstrafen einzuschreiten.[1]) Er wurde nun immer schwieriger und ängstlicher und suchte im folgenden Jahre sogar durch eine allgemeine Verfügung dem litterarischen Kleinhandel das Leben sauer zu machen. Er beschloß am 27. April 1525 ‚alle diejenigen, so gedruckte Püchlein in die Häuser zu verkaufen umbtragen, so viel man der erfaren mag, zu beschicken und zu verpieten, sich solch's Hausirens mit Püchern gänzlich zu enthalten, sondern was sie zu verkaufen vermeinen, sollen sie zuvor in der Kanzlei besichtigen lassen und dann mit Erlaubniß öffentlich fail haben. Und welcher also gewarnt darüber betreten wird, daß er sein Pücher hausiret, soll man den oder dieselben ins Loch schaffen'.

Nun war aber jenes ‚gedruckt Büchlein mit Bildern, den Fal des Babstums anzeigend' ohne Wissen und Willen des Rats auf dem Markte vertrieben worden, und da dieser zudem meinte, daß die

[1]) Vergl. Th. Kolde, ‚Zum Proceß des Johann Denk und der drei gottlosen Maler' in den Kirchengeschichtlichen Studien. Hermann Reuter gewidmet. Leipzig 1887, S. 229 f.

Schrift nur eine ‚Verbitterung des gemeinen Mannes' veranlassen könne, so beschloß er am 6. März 1527: ‚1) Herr Osiander solle beschickt und unter Darlegung des Sachverhalts bedeutet werden, daß der Rat sich einer größern Bescheidenheit zu ihm versehen habe. Darum lasse er ihm mit Ernst ansagen, sich hinfüro dererleyer Zusätze und Episteln zu enthalten. Des wolle sich der ehrbare Rat zu ihm versehen, denn wie das mehr geschehen, müsse er seine Notdurft gegen ihn bedenken'. 2) solle dem Güldinmunt (Hans Guldenmund, dem Drucker der Schrift) gesagt werden, ‚er habe etliche Figuren und daneben etliche Zusätze in einem Büchlein verfertigt, welches eines ehrbaren Rates Verordneten zu besichtigen nicht zugebracht, des habe der Rat kein Gefallens von ihm. Darum solle er alle solche Büchlein, so er noch bei Händen habe, zur Stund auf das Rathaus antworten, desgleichen die geschnittene Form, dergleichen Druckens auch hinfür müßig stehen und nichts mehr verfertigen, es sei denn zuvor in der Kanzlei besichtigt. Die Strafe aber, so ein Rat um diese Handlung gegen ihn zu üben fürhabe, wolle er zu diesem Mal anstellen mit eigener offener Hand'. 3) Item ‚Hanns Sachssen Schuster ist gesagt, es sei diese Tag ein Büchlein ausgegangen, ohne Wissen und Willen eines ehrbaren Rats, welches besser unterwegen gelassen wäre; an solchem Büchlein habe er die Reymen zu den Figuren gemacht. Nun seye solches seines Amtes nicht, gebühre ihm auch nicht, darum eines Rates ernster Befehl, daß er seines Handwerkes und Schuhmachens warte, sich auch enthalte einige Büchlein oder Reymen hinfür ausgehen zu lassen; ein ehrbarer Rat würde sonst in Notdurft gegen ihn handeln, und um diese geübte Handlung wolle der Rat die Strafe diesmal bei sich behalten, doch mit einer offenen Hand, die nach ihrer Gelegenheit für zunehmen'. Etliche Tage später wendete sich der Rat nach Frankfurt mit der Bitte, auf der dortigen Messe auf die ‚Weissagung' Acht zu haben und dort etwa vorhandene Exemplare auf seine Kosten aufzukaufen. Der dortige Rat aber fand nichts oder wollte nichts finden.[1])

[1]) Das Ratsdekret gegen H. Sachs ist abgedruckt bei Waldau, a. a. O. S. 358. Ueber die Censurpraxis des Nürnberger Rats überhaupt vgl. Geschichte des Deutschen Buchhandels I, S. 435f und 571ff.

Die Mahnung, hübsch bei seinem Leisten zu bleiben, die der dichtende Schuhmacher seit seinem ersten öffentlichen Eintreten für die Sache Luthers wiederholt von den Römischen gehört hatte, war ihm nun in diesem Erlasse von Amtswegen und mit allem Nachdruck wiederholt worden. Er mußte sich fügen und zunächst wenigstens von weiteren öffentlichen Kundgebungen Abstand nehmen, so wenig ihn auch im übrigen der Umstand beirrte, daß ihm von einem ehrbaren Rat die Befugnis Reime zu machen schlechtweg bestritten war. Er bedurfte für die Ausübung seiner poetischen Kunst glücklicherweise keines obrigkeitlichen Befähigungsnachweises und ließ sich durch den amtlichen Tadel die Freude an seinem Talent nicht verkümmern. Wohl aber betrachtete er das Einschreiten des Rats im Interesse der evangelischen Sache als einen schweren Schlag und als eine dem Protestantismus zugefügte Kränkung. Es blieb lange ein Stachel in ihm zurück, und seine Dichtungen der nächsten Jahre sind voll von Klagen über die Zaghaftigkeit und Schwäche, die Tyrannei und Gottlosigkeit der Obrigkeiten, die nur zu oft die Ausbreitung der reinen Lehre erschwerten oder gar hinderten. Und er hatte ohne Frage seinen eigenen Fall im Auge, als er 1529 in seinem Gedicht über die sieben Hindernisse, die den Weg zu dem Berge Zion versperren,[1]) die Obrigkeiten als ‚Löwen und Bären' abconterfeite, ihnen vorwarf, Gottes Wort Ketzerei zu schelten und durch ihre Verfolgungen und Maßregelungen nur die Ausbreitung der ‚geistlichen Lügen' zu befördern. Es klingt geradezu wie seine Antwort an den ehrbaren Rat, wenn er solcher ‚Tyrannei' der Obrigkeit das freudige Bekenntnis gegenüberstellt:

> Für mich lied der erlöser mein,
> Gieng dardurch in sein herrligkeyt;
> So leyd ich auch in dieser zeyt.
> Seins namens will ich mich nicht schemen.
> Der seel mag man mir hie nit nemen.

Auch ließ er gleichzeitig, nach der erzwungenen Pause zum ersten Male wieder, bei Hans Guldenmund ein Flugblatt drucken, in dem noch einmal der polemische Ton seiner protestantischen Erst-

---

[1]) ‚Die sieben anstös eines menschen, der von dem berg Sinay, deß gesetz, zu dem berg Zion, deß evangelii, gehen will'. Keller I, 363—390.

linge wiederklang. Die ‚Inhalt zweyerley predig, iede inn einer kurtzen sum begriffen' betitelte Dichtung[1]) ist der Hauptsache nach eine wörtliche Wiederholung von Versen aus seiner ‚Wittenbergischen Nachtigall', aber in dieser Form, durch die drastische Gegenüberstellung der Summa des evangelischen und der des päpstischen Predigers doppelt wirksam und packend. Der Dichter selbst tritt mit seiner eigenen Persönlichkeit ganz zurück; er erzählt kurz und bündig die Lehre Luthers auf der einen, die der Römischen auf der anderen Seite, um schließlich seinerseits nur die Aufforderung daran zu knüpfen:

Hie urteyl recht, du frummer Christ,
Welche lehr die warhafftigst ist.

Doch es hieße, wie schon bemerkt, das Bild des Hans Sachs in eine falsche Beleuchtung rücken, wollte man auf diese seine polemische Thätigkeit einen besonderen Nachdruck legen. Wir haben bereits an den ‚Dialogen' gesehen, wie mild, besonnen und leidenschaftslos er in der allgemeinen Erregung geblieben war, und auch sein Anteil an Osianders streitbarem Büchlein war ja verhältnismäßig sehr harmlos und unschuldig. Er blieb eben in allem Strudel der Ereignisse in seiner stillen Klause unbeirrt er selber; seine ganze harmlose, fröhliche, treuherzige, naive Natur widerstrebte der Rolle eines Rufers im Streite, und es fiel ihm in seinem bescheidenen Sinne gar nicht ein, sich in Dinge zu mischen, die ihn nichts angingen. Nicht in Wehr und Waffen wollte er für seinen Glauben zeugen, sondern schlicht und einfältig; er wollte nicht erobern, sondern behaupten. Schweigen konnte er nicht, denn zum Aussprechen trieb ihn ebenso ein ethischer Zug, der von sich und anderen Rechenschaft forderte, wie das litterarische Bedürfnis, alles innerlich und äußerlich Erlebte sich zu objectivieren. Aber er bedurfte für sein behagliches Bilden einer friedlichen Stimmung; sein Talent wurde durch die Leidenschaft nicht gehoben, sondern gelähmt; die treibende dichterische Kraft ruhte in ihm, nicht außer ihm. Und so liegt auch der Schwerpunkt seiner im engeren Sinne protestantischen Dichtung nicht in jenen polemischen Zeugnissen, sondern

[1]) Keller I, 397—400.

in den ganz subjectiven Bekenntnissen, in denen er seine Zugehörigkeit zur neuen Lehre bekundete, in denen er seine Hoffnungen und Befürchtungen, seine Klagen und Warnungen aussprach, und in denen er endlich alle zeitlichen Verhältnisse mit den in der Schrift verstreuten Ewigkeitsstrahlen beleuchtete.

Wir müssen bei Betrachtung dieser seiner evangelischen Zeugnisse zeitlich ein paar Jahre zurückgreifen. Das Jahr 1524, in welchem seine ‚Dialoge' erschienen, ist bekanntlich das eigentliche Geburtsjahr des evangelischen Kirchenliedes, und in das gleiche Jahr fallen auch die ersten Anfänge seiner hymnologischen Arbeit,[1]) wenn auch sein erstes Liederbüchlein erst im folgenden Jahre gedruckt wurde. Schon unter den geistlichen Sängern der vorreformatorischen Zeit hatte der fromme Meistersänger nicht gefehlt. Er hatte einst, als Einundzwanzigjähriger, in einem Liede von dem heiligen Sacrament ‚in Marners langem Ton' strenggläubig die römische Verwandlungslehre besungen und im Eingange die ‚hochwürdige Maid und Himmelskaiserin Maria' um Erleuchtung angefleht. Er hatte im gleichen Jahre in einem Liede von der Geburt Christi Maria als den ‚Licht bringenden Morgenstern' gefeiert und ihr in einem halb deutschen, halb lateinischen ‚Salve Regina' gehuldigt. Ja, noch 1518 hatte er in einem Liede ‚in der hohen Tagweise' die ‚Jungfrau mild' gepriesen, die ihn aus seinem Sündenschlafe auferweckt habe und hatte gleichzeitig ein anderes Lied mit den Worten: ‚O Katharina, edle Frucht, dir schenk' ich mein Gedichte' der heiligen Katharina dargebracht und darin die Christen aufgefordert, dieser heiligen Jungfrau Marter fleißig zu ehren.[2]) Nun aber folgte er auch hier Luthers Beispiel, der ‚mit Singen und Klingen, mit Dichten und allerlei Saitenspiel' Gott gelobt haben wollte; nun stellte auch er sein Talent in den Dienst der evangelischen Gemeinde und suchte durch sangbare Lieder die Ausbreitung des Wortes Gottes und der Lehre Luthers zu befördern. Schon 1524 hatte er auf einigen fliegenden Blättern Umdichtungen alter Marienlieder —

[1]) In der ‚Summa seiner Gedichte' gedenkt er seiner geistlichen Lieder mit den Worten: ‚nach dem fand ich auch in der meng | psalmen und andre kirchengseng | auch verendert geistliche lieder'.

[2]) Ph. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied, II Nr. 1403—1410.

‚christlich corrigiert', wie er es nannte — mitgeteilt, denen er im nächsten Jahre eine kleine Sammlung von acht Liedern unter dem Titel: ‚Etliche geystliche, in der schrifft gegrünte, lieder für die layen zu singen' folgen ließ. Und da Luther vor Allem empfohlen hatte, die Psalmen in Reime und Musik zu bringen, so machte auch er sich an die Arbeit und gab 1526 ein kleines Büchlein mit ‚Dreytzehen Psalmen zu singen' heraus, die gleich den acht Liedern der ersten Sammlung sowohl in den Nürnberger Enchiridien wie in anderen Gesangbüchern Aufnahme fanden.[1])

Man würde mit einer rein ästhetischen Würdigung diesen Liedern schwerlich gerecht werden. Ihr poetischer Wert ist nur gering, und namentlich die Psalmenumdichtungen sind meist trocken und nüchtern. Aber auch nicht auf die Form kam es bei diesen Liedern an, sondern nur auf den Inhalt; nicht ein Kunstbedürfnis sollten sie befriedigen, sondern dem religiösen Empfinden Genüge thun. Ja auch dieses letztere sogar stand anfangs noch in zweiter Linie. Denn zunächst fiel doch auch diesen Liedern eine gewissermaßen agitatorische Aufgabe zu; eine gleiche Aufgabe wie den fliegenden Blättern und Dialogen, den Streitschriften und Traktaten: die Aufgabe nämlich, die neue Lehre zu popularisieren, sie wirklich volkstümlich zu machen, sie ‚singend und klingend' in immer weitere und breitere Schichten einzuführen. Diese Lieder sollten das Evangelium ausbreiten helfen, den neuen Glauben stärken und erhalten. Sie sollten die schriftmäßige Lehre verkündigen, die papistischen Irrtümer bekämpfen. Das evangelische Lied mußte sich daher vor Allem an den einfachen Ton der lutherischen Bibelübersetzung anlehnen, mußte mit schriftmäßigen Gründen kämpfen, gereimte Schriftauslegungen darbieten. Die Form kam dabei natürlich meist zu kurz und es gelang der unbeholfenen Kunst jener ersten Dichter nur selten, den spröden Stoff zu bewältigen. Und mehr noch: Durch den Widerstreit zwischen Zweck und Mittel kam in diese ersten protestantischen Lieder überhaupt ein Zwiespalt hinein, den wohl eine so geniale Naturkraft wie Luther überwinden konnte, an dem

[1]) Ph. Wackernagel, III Nr. 80—106.

jedoch die kleineren Geister naturgemäß scheiterten. Denn der Zweck war didaktisch, die gesangliche Form aber wendete sich an die Empfindung: das Ergebnis war nur zu oft lediglich gereimte Prosa, die in den Zwang der Melodie nur widerwillig sich einfügte.

So sind auch die Kirchenlieder des Hans Sachs keineswegs einwandsfrei. Ihre Sprache ist oft hart, die Form ungelenk. Der lehrhafte Ton überwiegt, und nur selten findet die subjective Empfindung einen reinen und herzlichen Ausdruck. Es hat sich darum auch von seinen geistlichen Liedern nichts im Liederschatze der evangelischen Kirche lebendig erhalten. Zwar wird ihm in unseren Gesangbüchern in der Regel das Lied ‚Warumb betrübst du dich mein Herz' zugeschrieben, das schon in den sechziger Jahren des sechszehnten Jahrhunderts in Nürnberg in Einzeldrucken von Friedrich Gutknecht und Valentin Neuber verbreitet war, doch ist gerade bei diesem Liede die Verfasserschaft zweifelhaft. Nach Inhalt und Form könnte es allerdings wohl von ihm herrühren und zumal die Fülle biblischer Beispiele, mit der die mittleren Strophen belastet sind, ist echt Hans Sachsisch: der Umstand jedoch, daß selbst die Nürnberger Gesangbücher bis 1650 das Lied ohne seinen Namen geben, und dieses auch in seinen Schriften nicht enthalten ist, macht es unmöglich, ihm dasselbe mit Sicherheit zuzuschreiben.[1]) Aber war es ihm auch versagt, den rechten Liedton zu treffen, so bleiben seine geistlichen Lieder darum doch wertvolle Zeugnisse seines evangelischen Glaubens und seiner lebendigen Anteilnahme an dem Neubau evangelischen Gemeindelebens. Denn sie alle sind getragen von einer starken Glaubenskraft und erfreuen ebenso durch ihre schlichte Einfalt, wie durch die Entschiedenheit ihres Bekenntnisses. Auch sie wollen in erster Linie die schriftmäßige Lehre ausbreiten, die papistischen Irrtümer bekämpfen. Sie preisen das reine Wort Gottes, das jetzt so lieblich klingt und wie der helle Tag leuchtet; sie jubeln, daß nun die Gewissen frei geworden, die vordem so hart beschwert waren:

[1]) J. Mützell, Geistliche Lieder der Evangelischen Kirche aus dem 16. Jahrhundert. I, Berlin 1855. S. 262 f.

Mit vil menschen gesetzen,
Mit Bannen vnd gebot,
Mit gelt strick vnd seelnetzen:
Die werden yetzt zuspott.

Immerhin jedoch fühlte er sich recht eigentlich erst in seinem Element in seinen rein didaktischen Dichtungen, wo ihn die Forderung der Sangbarkeit nicht beirrte, und hier vor allem muß man ihn aufsuchen, wenn man ihn als protestantischen Dichter charakterisieren will. Er verband mit seiner Lust zu fabulieren eine starke pädagogische Neigung, der er gerade in dieser Form mit vollem Behagen sich hingeben konnte. Hier konnte er bald allegorisieren, bald schlicht episch erzählen, bald Visionen und Träume ersinnen, und in allen diesen mannigfachen Einkleidungen immer eine praktische, handgreifliche Moral vortragen; hier konnte er bald behaglich plaudern, bald schelten und zürnen, bald an ein Sprichwort, bald an die Erzählung eines alten Autors anknüpfen, eigene Beobachtungen ebenso wie Lesefrüchte einschalten und das Alles seinen lehrhaften Zwecken dienstbar machen. Und hier vor Allem ist er in jedem Zuge er selbst: treuherzig und naiv, sittlich gesund, voll Mutterwitz und harmloser Fröhlichkeit und von schier unerschöpflicher Productionskraft, und hier bringt er denn auch trotz der bequemen und lässigen Form, trotz seiner Redseligkeit und Breite, die bisweilen hart an die Grenze der Geschwätzigkeit, und trotz der Nüchternheit, die ebenso oft hart an die Grenze der Trivialität heranstreift, die reinsten und erfreulichsten Wirkungen hervor, dem ästhetischen Katechismus zum Tort, der ja diese ganze Gattung nur als eine Halbkunst widerwillig sich gefallen läßt.

Er selbst schrieb auf das Titelblatt seiner geistlichen Gespräche und Sprüche, daß sie alle förderlich seien zu Gottes Lob und Ehre, auch dem Nächsten dienlich zu einem bußfertigen, christlichen Leben, und er hat damit Tendenz und Eigenart dieser Dichtungen schlagend gekennzeichnet. Hier bekennt er sich von ganzem Herzen zu dem Glauben Luthers; hier bewährt er sich zugleich als einen Mann des Gewissens und als eine treue Natur, die mit ihrer Pietät auch Ernst macht im Leben. Er betrachtet das Christenthum nicht nur als historische Realität, sondern auch als ethische Forderung; er dringt immer und überall

auf ein praktisches Christentum, auf reinen Wandel, auf Nächstenliebe und Werke der Barmherzigkeit. Und zugleich kann man hier fast von Jahr zu Jahr seine Stellung zu den kirchlichen Ereignissen der Zeit, die er verständnis- und teilnahmvoll beobachtet, aufs deutlichste wahrnehmen: bald in Klagen und Warnungen, bald in zustimmenden und hoffnungsvollen Worten, bald in siegesfrohen, bald in kleinmütigen Zeugnissen. Immer wieder eifert er gegen das römische Wesen mit klarer Bestimmtheit, aber ebenso sehr auch gegen alle ‚Opinion und Meinung' im lutherischen Lager, gegen alles theologische Gezänk, gegen Irrlehrer und Schwarmgeister. Ja, diese letztere Tendenz, den eigenen Glaubensgenossen die Gewissen zu schärfen, steht hier gerade so wie in seinen ‚Dialogen' weitaus in erster Linie. Er sieht mit Bekümmernis das allmähliche Erlahmen des reformatorischen Geistes, den Zwiespalt statt der Eintracht, den Unfrieden statt der Einmütigkeit, und er wird nicht müde zu mahnen, die Lehre rein zu halten und sie nicht mit menschlichem Witz und theologischen Spitzfindigkeiten zu verwirren. Er knüpft an das Evangelium vom guten und bösen Hirten[1]) (1531) die Mahnung:

Also find man teglich auff erden
Zweyerley hirten, böß und gut;
Der erst teyl seyn hert weyden thut
Mit Gottes wort, der reynen lehr
Und sucht darinn die Gottes ehr,
Der ander teyl schafft nicht vil guts,
Sucht allein seinen eygen nutz
In reichthumb, gwalt, wollust und ehr,
Dardurch die schaff verderben sehr.
O Jhesu Christe, trewer hirt,
Hilff, wo dein herte wer verirt,
Auff das sie bekenn deynen namen
Und mit dir ewigklich leb! Amen.

Er schreibt im nächsten Jahre die ‚Klag Gotes über seinen weinberg, verwüstet durch menschen lehr und gebott',[2]) die doch nur unrein und vergiftet seien und schließt auch hier mit dem Mahnruf:

---

[1]) Keller, I 264—268. [2]) Keller I, 252—255.

Kere dich allein zu Gott!
Wandel nach seim wort und gebot
Zu ehre seym heyligen namen.

Der gleichen Abneigung gegen alle theologische Schulweisheit, gegen alles Zanken und Streiten giebt er auch in dem ‚Klagenden Waldbruder'[1]) Ausdruck. Diesem sind in seiner Einsiedelei etliche lutherische Schriften in die Hände gefallen, die ihn wunderbar berührt und erquickt haben. Und in der Gewißheit, nun allenthalben das reine Wort Gottes gepredigt zu hören, beschließt er, in die Welt zurückzukehren. Drei Monate lang ist er durch die Lande gezogen, aber nirgends hatte er es so gefunden, wie er geglaubt hatte. Natürlich hatte er auch bei den Theologen die reine Lehre und Einigkeit gesucht, aber auch hier war ihm eine böse Enttäuschung zu teil geworden:

Als ich zun theologen kam,
Sucht die rayn lehr der christenheyt,
Das wort Gottes in aynigkeyt,
Da fand ich sie so manigfeltig,
So wider-wertig und vilspeltig,
Vol irsal und vol ketzerey,
Voller spitzfünd und schwürmerey,
Voller opinion und maynig,
Ganz voller schulzenk und unaynig.

Das Ende vom Liede ist, daß der Waldbruder enttäuscht und bekümmert in seine Einöde zurückkehrt. Und wieder klagt Hans Sachs in der Historie von der erbärmlichen Belagerung und Zerstörung Jerusalems,[2]) daß Ketzerei und Schwärmerei ganz ungestraft im Schwange gingen und daß, trotzdem wir nunmehr Gottes Wort hätten, doch der Sünde in der Welt nicht weniger geworden sei. Ja, dasselbe Thema von Schulgezänk und Hader, von Irrlehre und Ketzerei behandelte er gar in zwei eigenen Flugblättern aus den Jahren 1539 und 1540, von denen das erste ‚die gemartert Theologia',[3]) das zweite ‚Das klagendt Evangelium'[4]) betitelt ist. Die Ein-

[1]) Keller III, 573—578. Das Gedicht ist datiert vom 1. Sept. 1541.
[2]) Aus dem Jahre 1537. Keller I, 319—323.
[3]) 30. März 1539. Keller I, 338—344.
[4]) 2. März 1540. Keller I, 345—352.

kleidung ist wieder echt Hans Sachsisch. Er sieht sich, in der ersten Dichtung, im Traum in einen Tempel geführt, in dem auf einem Thronsessel ein in ein schneeweißes Gewand gehülltes Weib sitzt. Einige ihr getreue Männer stehen ihr zur Seite, während ein größerer Haufe ungeberdig sie umschwärmt, etliche sogar thätlich an ihr sich vergreifen und im Begriff sind, ihren Thron umzustürzen. Aus dem Munde des Führers wird ihm die Erklärung der seltsamen Erscheinung:

Diß weyb alda
Heist Theologia.
Die heylig biblisch schrifft,
Was christlichs hayl betrifft,
Die ist schlecht und einfeltig,
Geystreich und gar geweltig,
Und die ir hengen an,
Sind auch also gethan,
Die schrifft einfeltig handlen,
Und in der warheyt wandlen,
Suchen in werck und lehr
Allein die Gottes ehr . . .

Doch deren seien leider nur wenige, denn die größere Menge suche nur ihre eigene Ehre. Da würde denn, um die eigene Weisheit mit der Autorität der Schrift decken zu können, dieser Gewalt angethan und das einfältige Suchen in ein spitzfindiges Grübeln verkehrt. Daher steckten jetzt alle Winkel voll von Rotten und Sekten, denn es gelte auch von diesen Schriftgelehrten das Wort: so viele Köpfe, so viele Sinne. Und der Führer schließt mit der Mahnung:

Derhalb glaub du einfaltig
Der heyligen geschrifft!
So endtrinst du dem gifft
Vielfaltiger verwirrung,
Rotten, sekten und irrung.

Wachend sinnt der Dichter über den Traum nach, der ihm ein nur zu treues Bild der thatsächlichen Zustände gezeigt hat. Er sieht viele Hirten zu ‚Narren und Schelmen‘ geworden und viel widerwärtigen Hader kleiner Gelehrtenseelen und bittet deshalb den Herrn:

Das er wöll all irrthum,
Spitzfünd und ketzerey,
Sect, rotten und parthey
Außrotten durch sein geist,
Das sein wort aller-meist
Fort in der christenheyt
Rein in einfeltigkeyt
Einhellicklich aufwachs.

Ganz der gleiche Ton klingt durch ‚das klagendt Evangelium‘ und auch die Einkleidung ist hier die gleiche. Der Dichter war in der Karfreitagsnacht allein in der Kirche zurückgeblieben, als ihn jählings der Schlaf überwältigte. Da hört er eine leise Stimme — die des Evangeliums — klagen: Deutschlands habe es sich angenommen und ‚von allem Mißbrauch reformiert‘. Allen Menschen habe es die Vergebung der Sünden und alle himmlischen Schätze umsonst verkündigt, habe Simonie und Geldstricke, Seelnetze und Gleisnerei zerrissen und die gebundenen Gewissen frei gemacht. Aber wenig nur sei von einem christlichen Leben zu spüren. Man schmähe das Evangelium Ketzerei und beschuldige es, Aufruhr zu erregen. Man verhetze die Obrigkeiten und mache sie ihm abgünstig. Nur ein kleines Häuflein halte treu zu ihm als eine rechte christliche Gemeinde. Mit dem Mahnruf:

Blind, überblinds Teutschland! —
Es wirdt mein lehr und treyben
Nicht allmal bey dir bleyben —

verhallt die Stimme, während zugleich der erste Glanz der Morgenröte durch das Kirchenfenster bricht und das Aufsteigen des neuen Tages verkündet. Der einsame Schläfer erwacht und wandert, grübelnd über den wunderlichen Traum, heimwärts. Er muß den gehörten Klagen Recht geben; es ist wirklich so, daß nur wenig Frucht des Wortes Gottes zu spüren ist; ein großer Teil des Samens ist an den Weg, in die Dornen und auf den Felsen ausgestreut. Und wieder schließt er mit dem Gebet:

O Herr, laß uns dein wort
Bleyben, und laß es fort
In uns erflammen starck
Durch seel, hertz, bein und marck,
Das wir dir zeugnuß geben,
Beyde mit wort und leben . . .

Alle diese Klagen und Warnungen sind ein beredtes Zeugnis dafür, wie aufmerksam er den Lauf der Welt verfolgte und wie er für die mannigfachen trüben Zeichen der Zeit keineswegs blind war. Aber von kleinmütiger Verzagtheit war der glaubensstarke Mann weit entfernt. Er selbst ging unbeirrt seinen geraden Weg und ließ sich auf keinen Irrpfad verlocken. Er hielt fest an dem Glauben an den endlichen Sieg des reinen Evangeliums; der ‚alte böse Feind' schreckte ihn nicht, denn er glaubte mit Luther, daß schließlich doch der ‚rechte Mann' das Feld behalten werde. Gerade in einer der schwersten Stunden des Protestantismus, in Tagen der Trauer und des Leides, gab er dieser siegesfrohen Stimmung einen helltönenden Ausdruck. Im Februar 1546 flog die Kunde durch die Lande, daß Luther in Eisleben gestorben sei. Die Leute erzählten einander von seinen letzten Stunden und wie bei der Heimfahrt des Toten gen Wittenberg allenthalben in Thüringen die Glocken geläutet worden, das Volk in hellen Haufen herzugeströmt und dem Wagen gefolgt sei. In der Schloßkirche zu Wittenberg, an deren Thüre einst der Mönch seine Sätze wider den Ablaß geheftet, sei er dann wenige Tage später zur letzten Ruhe gebettet worden. ‚Wir sind Waisen geworden', hatte Melanchthon dem Freunde nachgerufen und damit Tausenden und Abertausenden aus der Seele gesprochen. Es war im ersten Augenblick, als stocke der Herzschlag ganz Deutschlands. Alle Evangelischen standen unter dem Banne der einen Empfindung, daß sie ärmer geworden seien; jedem Einzelnen wars, als habe ihn ein ganz persönliches Weh getroffen, als habe ein Stück seines eigenen Lebens sich losgelöst. Da drängte es auch Hans Sachs, nachdem er die erste Erschütterung überwunden hatte, dem toten Helden, dem er einst, fast ein Jüngling noch, in seiner ‚Wittenbergischen Nachtigall' zugejubelt, einen Nachruf zu widmen und auch seinen Kranz auf die Gruft in Wittenberg niederzulegen. Der gealterte Dichter empfand die Trauer mit ganzer Stärke, aber doch durchschauerte ihn zugleich das Gefühl, daß der Tod eines Mannes, der dazu auserwählt ist, unvergänglich zu sein, weniger bitteren Schmerz bereitet, als reinste Erhebung. Trübe war die Gegenwart, noch trüber der Blick in die Zukunft, und oft hatte er sonst geklagt und gezürnt, wenn er den refor-

matorischen Gedanken getrübt, seinen Siegeszug gehemmt sah; jetzt aber, in dieser Stunde der Prüfung, klang nur Luthers triumphierendes: ‚Das Wort sie sollen lassen stahn!' in seiner Seele wieder und gab dem Bekümmerten Trost und Ermutigung. Auch seinem ‚epitaphium oder klag-red ob der leych D. Martini Luthers'[1]) gab er die Einkleidung einer Traumvision. Er sieht sich in einen mit Kerzen hell erleuchteten Tempel geführt, in dem auf einer schwarz ausgeschlagenen Bahre Luthers Leiche gebettet ist. Ihr zu Häupten hängt ein Schild mit dem Kreuz und der Rose. Während er trauernd an des Toten Lagerstatt steht, schreitet vom Chore her eine weißgekleidete Frauengestalt, die Theologie, an die Bahre und hebt weinend um den Entschlafenen zu klagen an:

O du trewer und küner heldt,
Von Gott dem Herrn selb erwelt,
Für mich so ritterlich zu kämpfen,
Mit Gottes wort mein feind zu dempffen,
Mit disputirn, schreybn und predigen,
Darmit du mich denn thetst erledigen
Auß meiner trübsal und gezwencknuß,
Meyner babylonischen gfencknuß,
Darinn ich lag so lange zeyt . . .

Sie, die Theologie, von Lügen und Menschensatzung zu reinigen, habe er sich in schwerer Arbeit gemüht, ja dafür oft sein Leben aufs Spiel gesetzt, und unbeirrt sei er allezeit als ein rechter ‚Gottesheld' wahrhaft, treu und beständig geblieben. Wer aber werde nun, da er die Augen geschlossen, ihr Verfechter sein? Da spricht der Dichter ihr tröstend zu. Sie solle sich nicht fürchten, denn noch lebten viele treffliche Männer, die mitsamt der ganzen christlichen Gemeinde sie nicht verlassen, sondern sie rein und unversehrt erhalten würden.

Darwider hilfft kein gwalt noch list.
Dich sollen die pforten der hellen
Nicht uberweltigen noch fellen.

Es klingt in der That durch dieses Gelöbnis etwas von dem frohen Siegeston des Lutherliedes von der festen Burg. Die

[1]) Keller I, 401—403. In ‚sprachlicher Erneuerung' herausgegeben von K. Siegen (Die Wittenbergische Nachtigall. Jena 1883. S. 67 f.)

Not der Zeit hatte den wackeren Dichter nicht gebeugt sondern gestählt und an der Bahre des Reformators richtete seine bekümmerte Seele an der Hoffnung Luthers sich auf: ‚das Reich muß uns doch bleiben!‘

Die Zeit war allerdings nicht dazu angethan, weichmütiger Trauer nachzuhängen, denn immer drohender türmten sich die Wetterwolken zusammen. Mit Mißtrauen hatten einsichtige Anhänger Luthers schon die Konkordatsverhandlungen in Regensburg betrachtet und sich keiner Täuschung darüber hingegeben, daß dieselben im Grunde nur auf eine Stärkung des Papismus hinausliefen; ebenso war ihnen klar, daß aus dem Konzil zu Trient nur die Papstkirche Gewinn zog. Karl's siegreicher Heereszug im Jahre 1544 hatte ihnen die Augen darüber geöffnet, wie die Evangelischen mit dem Kaiser daran seien, und daß die Notwendigkeit einer bewaffneten Verteidigung des Evangeliums unabwendlich herannahe. Dazu kamen mancherlei trübe Erfahrungen in der evangelischen Kirche selbst, die unausbleiblich waren, je mehr die religiöse Frage mit irdischen Elementen durchsetzt wurde. Eiferer, die noch lutherischer als Luther selbst sein wollten, stifteten Hader und Unfrieden; zu den alten papistischen Gegnern gesellten sich Widersacher und Nörgeler im eigenen Lager; die alte deutsche Untugend der Rechthaberei und Händelsucht brachte den inneren Ausbau der Gemeinden immer wieder ins Stocken und ließ keinen Segen der Behaglichkeit grünen. Und als nun Luther die Augen geschlossen hatte, da brach der Sturm los, der die Sache des Evangeliums in die gewaltige Weltbewegung hineinriß. Die über den sächsischen und hessischen Fürsten verhängte Acht gab das Signal zu den Kämpfen, deren baldigen Ausbruch Luther sorgend vorausgesehen, als er noch auf dem Sterbebette für sein Evangelium gebetet hatte, dem das Konzil zu Trient und der leidige Papst so hart zürnten. Mit der Losung: ‚Mit Gott!‘ und mit dem Wahlspruch: ‚Verbum Dei manet in aeternum‘ zog das gewaltige Heer der schmalkaldischen Bundesverwandten gegen das Oberhaupt des Reiches zu Felde, während hinter ihrem Rücken der treubrüchige Moritz von Sachsen Luthers bitteres Wort, daß die Meißner alle Gleisner seien, durch seinen verräterischen Einfall in das sächsische Kur-

fürstentum nur zu traurig bestätigte. Als dann am Sylvesterabend 1546 die Glocken das alte Jahr zu Grabe läuteten, da mochte mancher evangelische Mann mit Trauer und mit Groll der Ereignisse der vergangenen Monate gedenken und sorgend und mutlos in die dunkle Zukunft hineinschauen.

Auch Hans Sachs war durch die Geschehnisse dieses verhängnisvollen Jahres aufs Tiefste erschüttert, und aus dieser Stimmung heraus schrieb er am letzten Tage desselben seinen ‚wünderlichen Dialogus vnd newe zeittung',[1]) worin er noch einmal auf die Gesprächsform in Prosa zurückgriff und in dieser Gestalt seinem gepreßten Herzen Luft machte. Die Einkleidung[2]) ist ebenso eigentümlich, wie der Inhalt scharf, so daß wohl lediglich sachliche Gründe den Verfasser bestimmt haben werden, von einer Veröffentlichung dieses Dialogs abzustehen. Ein Bote, der ihm einen Geschäftsbrief aus Nördlingen überbrachte — so erzählt Hans Sachs — und den er um neue Zeitung befragte, habe ihm eine ganz wunderliche und unerhörte Geschichte mitgeteilt. Denn als jener unlängst, an einem Novembermorgen, auf Nördlingen zugeschritten, sei ihm ein Mann begegnet[3]) von herrlicher Gestalt, doch aufgeschürzt wie ein Wanderer, der eilend, wie ein Flüchtiger oft um sich schauend, fürbaß ging. Als er aber näher zu ihm gekommen und ihn recht besehen habe, da habe er unsern Herrgott erkannt; er habe sich ein Herz gefaßt, sich vor ihm verneigt und ihn gegrüßt, ihn auch bei seinem Namen angeredet. Der Herr aber habe ihm gewinkt zu schweigen und sei eilends weitergeschritten. Da habe er ihn gefragt: Herr, wohin willst du so eilends? — Nach Egypten, antwortete der Herr. — Aber was

[1]) Mitgeteilt von E. Goetze im Archiv für Litteraturgeschichte XI, 60—63. Unterzeichnet ist der Dialog: ‚Datum Nürnberg den 31. tag Decembris anno 1546'.

[2]) Einigermaßen erinnert die äußere Form des Dialogs an eine Flugschrift vom Jahre 1521 ‚Doctor Martin Luthers Passion', in welcher der unbekannte Verfasser, ebenfalls in engster Anlehnung an die Leidensgeschichte des Herrn, die Wormser Ereignisse behandelte. Abgedruckt bei O. Schade, a. a. O. II² 108 f.

[3]) Die Schilderung lautet wörtlich: ‚ein lang gerade person mit langem praunen har einer naßarenischen schaitel mit zwißletem part vnd schönen augen'.

willst du in Egypten, wo jetzt der Sultan regiert? — Bei dem bin ich sicherer denn mitten in Deutschland. — Wie kommt das, fragte der Bote verwundert. Du bist doch nicht allein sicher, sondern am allersichersten in Deutschland, wo jetzt dein heiliges Evangelium allerorten öffentlich gepredigt wird! — Das sei eben die Ursache seiner Verfolgung, erwiederte der Herr, und fuhr fort: Bist du denn allein ein Fremdling in Deutschland, daß du diese Dinge nicht weißt? Weißt du nicht, wie oft schon die Hohenpriester und Schriftgelehrten über mich geratschlagt haben? ‚Aber icz sint die hohen priester vnd schriftgelerten in der sinagog zw drient gar ainig worden, vnd [haben] mich zumb dot verurtailt. pesser sey, Deutschland verderb, den das ir gwalt, macht vnd simony gar sterb'. Nun sei der Hohepriester zu Rom, der sich seinen Statthalter und Apostel nenne, an ihm zum Judas geworden und habe ihn verraten. Aber nicht wie der erste Judas habe er Geld genommen, sondern er habe im Gegenteil seinen Beutel aufgethan und dem römischen Richter Pilatus etliche hunderttausend Silberlinge zugeschickt und ihn demselben zum Kreuzigen übergeben. Anfangs habe sich dieser gesträubt, ein Urteil über ihn zu fällen, aber die Hohenpriester und Fürsten hätten nicht nachgelassen, in ihn zu dringen und hätten ihm gedroht, daß wenn er diesen ledig ließe, er nicht mehr des römischen Bischofs Freund sei. Auf dieses anhaltende Drohen hin habe dann Pilatus endlich eingewilligt, ihn (den Herrn) zu kreuzigen, auf daß ihm des Herrn ‚gestrickter Rock' d. h. Deutschland ‚erblich bleibe'. So sei er denn aus dem ‚Regensburgischen Jerusalem' über die Donau gezogen mit viel Spaniern, Niederländern und Deutschen, ‚welche doch pillicher über ir vatterlant soltn gewainet haben'. Und das alles sei geschehen unter dem Vorwande, als wolle der Richter Pilatus etliche Gallier strafen, wodurch viele Leute verwirrt und getäuscht wurden. Dazu habe dann auch noch unter seinen eigenen Jüngern ein Judas sich gefunden, der ihn um dreißig sächsische Silberlinge an den blutgierigen König Herodes verraten habe. — Herr, unterbricht ihn der Bote, hast du denn mehr als einen Judas? — Vordem, erwiedert der Herr, hatte ich unter zwölf Jüngern einen, jetzt aber habe ich zwölf Judasse für einen, die sich doch alle meine Jünger rühmen. — Was that dir König

Herodes? fragt der Bote weiter, und der Herr erzählt, wie dieser seine Husaren ausgesandt habe, die schon um die Grenze des Wittenbergischen Bethlehems umherstreiften und große Verwüstungen anrichteten. Als er das vernommen, sei er den Händen seiner Feinde entwichen und bitte nun ihn, als landkundigen Mann, ihm den nächsten Weg nach Egypten zu zeigen, da Pilatus und Herodes und die Hohenpriester nicht nachlassen würden, ihn zu suchen, um ihn aufs Neue zu kreuzigen. Der Bote erbietet sich, den Herrn zunächst zu verbergen, aber dieser will keinen Augenblick länger auf deutschem Boden verweilen. Der Bote rät, sich an die Geistlichen zu wenden, nach Mainz oder nach Würzburg, aber der Herr erwiedert, gerade die Bischöfe seien seine ärgsten Feinde wegen des Evangeliums. — Oder wolle er nicht in einem Kloster oder bei einem Bettelorden Zuflucht suchen? — Spelunken und Mördergruben, antwortet der Herr, haben sie aus meiner Kirche gemacht, und ein Kaufhaus, in dem sie ihre vermeinten guten Werke verkaufen, womit sie mein bitteres Leiden verleugnen und mich täglich neu kreuzigen. — Da schlägt der Bote als letzte Auskunft die großen Reichsstädte vor, die des Herrn Wort anhängen und es tapfer vor den Feinden beschützt hätten. — Aber auch diese finden vor des Herrn Augen keine Gnade. Denn er wisse wohl, was in ihnen stecke. Sie rühmten sich seines Worts mit dem Munde, aber ihr Herz und ihr Wandel seien ferne von ihm. Die Aeltesten im Rat seien zaghaft und ängstlich und wollten ihren Reichtum um seinetwillen nicht aufs Spiel setzen. Der große Haufe aber sei ihm wohl hitzig zugefallen, weil er ihnen Freiheit verheißen habe, nun sie aber um seinetwillen verfolgt würden, fingen sie an, lau und kalt zu werden. — Ach Herr, unterbricht ihn der Bote, wo sind denn nur deine Jünger, daß sie dich so im Elend irren lassen? — Und der Herr antwortet: ‚Sie sind zerstreuet, ein Jeder in das Seinige, aber bald nach dem Tode des Pilatus und des Herodes werde ich wieder auferstehen nach dreien Tagen und meine Jünger wieder versammeln und ihnen vorangehen in dem deutschen Galiläa. Da werden dann die Hohenpriester und Fürsten der Juden sehen, in wen sie gestochen haben.[1]) Friede sei mit dir.‘ — Mit diesen Worten,

[1]) Mit den gleichen Worten schließt ‚Luthers Passion‘, Schade a. a. O. II². S. 113.

so schloß der Bote seine Erzählung, ging der Herr eilends seine Straße weiter, und als ich mich im nächsten Augenblicke nach ihm umsah, war er verschwunden. Und Hans Sachs fügt hinzu: ‚Solches erzählte mir der Bote von Wort zu Wort mit so ernstlichen Geberden, daß ich gezwungen war, es zu glauben. Solche wunderbare neue Zeitung habe ich euch nicht vorenthalten wollen'.

Inhaltlich bedarf der Dialog keiner besonderen Erläuterung, da die historischen Beziehungen deutlich erkennbar sind. Das Tridentiner Konzil war am 13. Dezember 1545 eröffnet, in Regensburg am 19. Juni 1546 der Vertrag zwischen dem Kaiser und Moritz von Sachsen abgeschlossen worden. Letzterer ist natürlich der ‚blutgierige König Herodes', der ‚um Judaslohn tyrannisches, unchristliches, hussarisches Volk' in seines Vetters Land führte; Pilatus ist der Kaiser, dessen geheimes Bündnis mit dem Baiernfürsten Hans Sachs zu der bittern Bemerkung veranlaßt, das bairische Volk habe dem zögernden Pilatus zugerufen: ‚Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!' Bekannt ist auch, daß die alte Reichsstadt Nördlingen zeitweilig zu einer wichtigen Rolle in dem Kriege berufen schien, da auf den umliegenden Höhen die Schmalkaldischen eine vorteilhafte Stellung innehatten und gerade hier in den eben vergangenen Herbsttagen ein entscheidendes Zusammentreffen mit den Kaiserlichen zu erwarten war. Aber der verhängnisvolle Entschluß der Verbündeten (27. Nov.) den Feldzug bis zum nächsten Frühjahr einzustellen, machte die Hoffnung zu Schanden und gab dem Kaiser den kaum erhofften Sieg in die Hände.

Den Ausbruch des Krieges hatte Hans Sachs ohne rechte Freudigkeit gesehen; er war nach seinen eigenen Worten ‚herzlich erschrocken' gewesen, als plötzlich im Juni

> Wurd ein gemayn geschrey und sag
> Der kayser in kriegsrüstung wer
> Doch nyemand west, wo hin noch her —

und er hatte damals in einer breit ausgesponnenen Allegorie[1]) das Elend des Krieges ausgemalt, der ihm im Traum als ein

---

[1]) ‚Das schedlich gros und starck thier, der Krieg.' (30 Septemb. 1546.) Keller III, 465—469. Der Dichter schließt mit dem Wunsche: ‚Das der fried wieder grun und wachs | Im Teutschland, wünschet uns Hans Sachs.'

‚schädliches, großes und starkes Tier' erschienen war. Er hatte in einem Flugblatt die ‚hohen Potentaten' ermahnt, ‚daß sie sich zu keinem Krieg des Evangeliums halber' bewegen ließen, hatte in einem anderen Flugblatte die kaiserliche Majestät ermahnt, ‚daß er das Evangelium nicht wolle austilgen und Deutschland nicht verwüsten noch zerstören'. Aber als nun die Waffenentscheidung unvermeidlich geworden war, da war er über seine eigene Position keinen Augenblick zweifelhaft gewesen. Sein Herz schlug auf der Seite, auf der für Gottes Wort und die rechte Lehre gestritten wurde, und selbst die trüben Erfahrungen dieses Jahres konnten seine Zuversicht auf den schließlichen Sieg des schwer erkämpften Protestantismus nicht erschüttern. Und auch dieser ‚wunderliche Dialog' ist ein Beweis dafür, wie er bei all seiner Naivetät doch ein klares und sicheres Urteil über die Welthändel besaß und mit seiner gesunden Empfindung zumeist das Rechte traf. Wir spüren auch in diesem Gespräch denselben tiefen Zug der Trauer, der damals durch das ganze evangelische Volk ging, da auf politischem und religiösem Gebiete Alles zu schwanken, die Nation pfadlos im Sande zu waten schien. Klar und bestimmt aber sah und beurteilte er auch die einzelnen Faktoren in dieser entscheidenden Krisis. Die Spiegelfechtereien der Papisten hatten ihn nicht verblendet, sondern er wußte ganz genau, daß allenthalben die römische Partei mit Aufbietung aller Kräfte zur Unterdrückung der Evangelischen sich rüstete. Er sah aber auch ebenso klar die Gefahren von der andern Seite: wie eine hadernde Theologie die Gemeinschaft der Kirche zu zerreißen drohte und wie in den Städten und Obrigkeiten eine laue Klugheit und sanfte Moral, die weder nach Rechts noch nach Links anstoßen wollten, den Zerbröckelungsprozeß beschleunigten. Er sah in dem Lager der Schmalkaldischen, denen jeder scharf ausgeprägte Charakterkopf mangelte, eine Zerfahrenheit und Ratlosigkeit, die einen verhängnisvollen Ausgang des Unternehmens unvermeidlich machten. Aber trotz aller dieser tiefen Schatten, die die Gegenwart verdunkelten, läßt er die Hoffnung nicht sinken: zwar wendet der Herr jetzt, da sich alles wider ihn verschworen zu haben scheint, Deutschland den Rücken, aber er wird wiederkommen in das deutsche Galiläa und den Seinigen aufs Neue vorangehen.

Und daß in allen diesen Wirren und Irrungen der Zeit sein eigener, persönlicher Glaube unbeirrt geblieben, ja, daß die Prüfungen, die nach Luthers Tode über die junge evangelische Kirche hereinbrachen, sein eigenes Glaubensleben nur noch vertieft und verinnerlicht hatten, das beweist ein köstliches Zeugnis aus dem Jahre 1550,[1]) in dem er, anknüpfend an das Evangelium von dem hochzeitlichen Kleide, herzlicher als je zuvor zu dem Glauben Luthers sich bekannt hat:

Wer aber geet auff die hochzeyt
Und hat nit an das hochzeyt-kleyd,
Deß glaubens, Got ergeben sey,
Sunder durch werck und heuchlerey
Den hymel selb meint zu erlangen,
Der wirt verworffen und gefangen
Mit der ewigen finsternuß.
Unser heyland Jesus Christus
Wöll seyn heyligen geist uns geben,
Das wir nach seinem worte leben,
Allein auff den tod Christi bawen,
In den hoffen, glauben und trawen!
Das ist das einig hochzeyt-kleyd
Auff erd der gantzen christenheyt.

Wir stehen am Ende unserer Betrachtung. Denn nur das war die Aufgabe dieser Skizze, die Stellung zu kennzeichnen, welche Hans Sachs zur Reformation einnahm, nicht aber in die große, fast unübersehbare Masse seiner Dichtungen einzuführen, und alle religiös-politischen Beziehungen in denselben im Einzelnen aufzuweisen. Denn dieser Stoff ist kaum zu erschöpfen. Spiegelt sich doch in den Dichtungen des Nürnberger Schuhmachers die ganze Fülle der zeitgenössischen Begebenheiten wieder und sind sie doch alle von demselben echt protestantischen Geiste getragen, der uns aus seinen geistlichen Liedern und Sprüchen, aus seinen Dialogen und polemischen Flugblättern entgegenweht. Wo er weltliche Stoffe behandelt — ob er nun an Boccaccio oder

[1]) ‚Evangelium. Das hochzeyt-kleyd' (Matth. 22) 19 Juni 1550. Keller I, 277—279.

an die Alten sich anlehnt, ob er Fabeln oder Schwänke, Fastnachtsspiele oder Dramen schreibt — immer ist es die rein sittliche Seite, die er in den Vordergrund stellt, sind es Ehrbarkeit und Treue, Heiligkeit der Familie und Vaterlandsliebe, bürgerliche Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit, die er preist, ist er immer und überall der einflußreiche Volkslehrer, der die sittlichen Ideale der Reformation in die breiten Massen hineinträgt[1]) Vor allem aber leistet er in seinen zahlreichen biblischen Dramen[2]) dem Reformationsgedanken einen wesentlichen Vorschub und bewährt sich auch hier als unermüdlicher Handlanger Luthers. Schlicht und volkstümlich veranschaulichte er die heiligen Geschichten und trug dadurch auch an seinem Teile dazu bei, gerade den tüchtigsten Kern des Volkes bibelfest zu machen, ‚Gottseligkeit, Furcht und Liebe Gottes in die Herzen einzubilden', und zugleich das protestantische Bewußtsein zu kräftigen. Bisweilen geschah das mit einer klar zu Tage tretenden Tendenz, wie wenn er beispielsweise mit schalkhafter Naivetät Gott in eigner Person als lutherischen Katecheten die ungleichen Kinder Evas prüfen läßt, aber auch die ganz tendenzlosen Dramen wirkten in gleicher Weise, weil sie alle auf Luthers Bibelübersetzung beruhten und in ihnen allen der biblische Inhalt im Sinne der Lehre Luthers behandelt war.

Doch diese reiche Fülle reformatorischer Gedanken in den Dichtungen des Hans Sachs können wir hier nur andeuten, nicht

---

[1]) Auch J. Jansen (a. a. O. S. 204) kann unserm Dichter das Zeugnis nicht versagen, daß er mannhaft 'gegen die herrschenden Laster, gegen die Verachtung der göttlichen Gebote und die fleischlichen Sünden aller Art seine Stimme erhoben habe. Nur habe es zur Besserung der ‚verkommenen Zustände' nicht beitragen können, daß Hans Sachs alle Gesetze und Andachtsübungen der katholischen Kirche der Verachtung preiszugeben trachtete, die Katholiken der ‚Abgötterei' beschuldigte und die ‚christliche Obrigkeit' aufforderte, ‚an allem Ort' diese Abgötterei ‚auszureuten.' (S. 210.)

[2]) Ueber diese vergl. H. Holstein, die Reformation im Spiegelbilde der dramatischen Litteratur. Halle 1886. — Ueber die ‚ungleichen Kinder Evas' im besondern verweise ich auf den Aufsatz von F. Schnorr von Carolsfel im Archiv für Litteraturgeschichte XII, 177—184, in welchem das Quellenverhältnis klar gestellt ist, sowie auf die feinen Bemerkungen W. Wackernagels in den Kleinen Schriften II, 132 ff.

erschöpfen. In diesem schlichten Kulturbilde galt es nur zu zeigen, wie der wackere Handwerker in der ungeheuern Bewegung der Nation, die uns immer wieder mit unwiderstehlichem Zauber anzieht, seinen eigentümlichen Platz sich eroberte und behauptete, und wie er zu dem unermüdlich thätigen Bundesgenossen Luthers geworden ist. Als jener wunderbare Mann die Kirche des Mittelalters in Trümmer schlägt, da hindern zunächst der konservative Zug seines Wesens und seine bedächtig prüfende Art eine rasche Entscheidung. Aber doch wirkt der Zauber der gewaltigen Persönlichkeit des Reformators mit unwiderstehlicher Gewalt, so daß er ihrem Banne nicht mehr entfliehen kann. Er ringt sich aus der Gährung zur Klärung hindurch und nun brennt seine Seele hell auf für die neue Lehre, nun gewinnt er ein neues gemütliches und sittliches Verhältnis zu seinem Gott, und nun wird auch er ein treuer und beredter Zeuge der evangelischen Wahrheit. Nun tritt er, der reichste und begabteste Dichter seiner Zeit, kräftig in die reformatorische Volksbewegung ein mit dem ganzen Einsatze seiner anspruchslosen, reinen Natur und eines Herzens voll Liebe und milder Wärme, mit dem Einsatze seines reichen Talents und einer Arbeitskraft und Productivität ohne gleichen. Er ist ein Mann, der klar seine Aufgaben wie seine Schranken erkennt, erstere erfüllt, letztere innehält. Er bleibt in allen Stürmen der Zeit immer aufrecht und geistesfrisch, in aller Erregung der Geister immer nüchtern und besonnen. Er ist eine gesunde Natur durch und durch, im Leben wie im Schreiben und nicht zuletzt auch in seiner Frömmigkeit. Diese ist untrennbar von seinem ganzen Wesen, immer mild und schlicht und fern von jeder Aufdringlichkeit, ohne Ziererei und Duckmäuserei, aber auch ebenso fern von jeder Halbheit und Verschwommenheit. Er ist evangelisch durch und durch, denn auf dem Glauben liegt bei ihm der Ton, nicht auf der bloßen fides historica, auf der Freiheit, nicht auf der Unterwerfung. Er ist zugleich auch eine weltfreudige Natur, die sich nicht im kleinen Kreise verengen kann, sondern allen Angelegenheiten des geistigen und öffentlichen Lebens ein warmes Interesse entgegenbringt. Er hat viel, erstaunlich viel gelesen, aber er ist doch kein Mann trockener Buchweisheit, sondern seine eigentliche hohe Schule ist das Leben. Er bleibt in

engem Zusammenhange mit der Zeit und dem Volke, und schreibt nur nieder, was er selbst erlebt, erlitten und erkämpft hat. Und so sehen wir in seinen Dichtungen in einem reinen Spiegel die Erscheinungen der Zeit aufgefangen; wir haben in ihnen Bilder aus der deutschen Vergangenheit mit weitem, historischen Hintergrund, gezeichnet mit frischem Realismus und gesunder Naivetät und mit einer erstaunlichen Kraft der Beobachtung und Darstellung.

Hans Sachs hat die Eigenschaft, immer größer und liebenswürdiger zu werden, je näher man an ihn herantritt. Und nirgends ist seine Erscheinung größer und erquicklicher als in der Rolle eines tapfern Kämpfers wider Rom und für die Freiheit eines Christenmenschen. Hier ist er ein Volksredner mit der Feder, der in Prosa wie in Versen seinen Deutschen ans Herz und ans Gewissen greift; hier ist alles übersprudelnd von Leben und Feuer, von Glauben und Hoffnung. Hier ist er ein wackerer Mitkämpfer Luthers, sowohl in seiner Polemik gegen den römischen ‚Antichrist‘, wie in seiner schlichten und anspruchslosen Mitarbeit am Ausbau und an der Pflege evangelischen Lebens. Auch die Geschichte der Reformation wird darum allezeit auf diesen Nürnberger Schuhmacher als auf einen treuen und wahrhaftigen Zeugen der evangelischen Wahrheit hinweisen und ihm freudig den Dank zollen, den das evangelische Deutschland ihm schuldig ist.

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.





